

Mitropa IO

JUBILÄUMSAUSGABE

Jahresheft des Leibniz-Instituts
für Geschichte und Kultur
des östlichen Europa (GWZO)

Hörsoolg



Leibniz-Institut für
Geschichte und Kultur
des östlichen Europa



Das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) versteht seinen im Schwerpunkt bearbeiteten Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« nicht als einen fest umrissenen geographischen oder politischen Raum, sondern als ein historisches Regionalkonzept: Wo Ostmitteleuropa beginnt und endet, ist eine Frage der Betrachtungsweise, der Epoche und der Perspektive. Die Beweglichkeit des Konzepts ist seine Stärke. Sie erlaubt Blickerweiterungen in alle Richtungen, die auch das ganze östliche Europa einschließen.

Beweglichkeit zeichnet auch die am GWZO betriebene Forschung aus, die es durch die Zusammenarbeit verschiedener Fächer ermöglicht, konstant Neues zu entwickeln, vertraute Paradigmen zurückzulassen. Mobil sind schließlich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses, die, wenn sie nicht in »Specks Hof«, unserem Domizil in der Leipziger Innenstadt, arbeiten, zwischen Leipzig und den Archiven im östlichen Europa und der Welt pendeln, Grabungsstätten und Museen in der Region aufsuchen, teils von dort stammen und regen Kontakt mit den Fachkolleginnen und -kollegen anderer Forschungsinstitutionen in Nah und Fern pflegen.

Auch Mitropa, das Akronym der Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft und nun der Name unseres Jahreshefts, signalisiert Bewegung und Vernetzung. Es steht für historischen Wandel wie für Kontinuität. 1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa seinerzeit ein imperiales Unternehmen. Später fuhr es für die Nationalsozialisten – und beförderte die Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Es bediente SED-Funktionäre, polnische Dissidenten, tschechische Underground-Künstler und manchen Pionier des Nachwende-Kapitalismus: eine vielschichtige, ambivalente Geschichte.

Der Name *Mitropa* steht also für die Dynamik der Aufgabe, der sich das GWZO seit 1996 widmet: Die Geschichte und Kultur der Regionen zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria von der Spätantike bis zur Gegenwart immer wieder neu zu erkunden und damit fundierte Erkenntnisse zu unseren Europa-Imaginationen beizutragen.

2 Editorial

CHRISTINE GÖLZ UND STEFAN TROEBST

Mit eigenen Augen

4 Auf der Balkanroute nach Ostmitteleuropa

Bürgerkriegsflüchtlinge aus Griechenland

ADAMANTIOS TH. SKORDOS UND STEFAN TROEBST

Journal

8 Miloš

Ein literarischer Reisebericht aus Montenegro mit Einwüfen aus wissenschaftlicher Perspektive

BETTINA HAASE UND KATHLEEN ZEIDLER

Fundstücke

13 Von Salz, Musik und Jagdtrophäen

ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA

15 Ein Meteorit namens »Der verwunschene Burggraf«

CHRISTIAN FORSTER

17 Ein »Fundstück« im eigentlichen Sinne des Wortes

SUSANNE JAEGER

18 Eine Reise nach Jerusalem

JÜRGEN HEYDE

20 Usus aquarum hinterm Haus

CHRISTIAN ZSCHIESCHANG

21 Spurensuche Kolovrat

KARIN REICHENBACH

23 »Heaven is where the police are British, the lovers French, the mechanics German ...«

TOMASZ TORBUS

26 Revolution und Geschlecht – Brest-Litowsk 1917/18 in deutschen Wochenschauen

MICHAEL G. ESCH

28 Die polnische Klio im Exil

MARCIN WOŁOSZYN

30 Auf der Suche nach einer nützlichen Vergangenheit: Streitfall Siebenbürgen

DIETMAR MÜLLER

32 Sympathie und Blutsverwandtschaft

BÁLINT KOVÁCS

34 Weinhändler und Goldschätze

ROBERT BORN

36 Eine späte (Wieder-)Geburt

ANDREAS FÜLBERTH

38 Imagination der Geschichte: drei Herren in der Oberpfalz

MARKUS HÖRSCH

40 Die Dame ist aus dem Spiel

WILFRIED FRANZEN

43 Albrecht Dürer und das Rätsel des goldenen Ritters

AGNIESZKA GAŚSIOR

45 Eine Goldmedaille für die Wissenschaft

EWA TOMICKA-KRUMREY

47 »Open Doors« für untragbare Kleidung

BEÁTA HOCK

49 Unentschieden

ADAMANTIOS TH. SKORDOS

Editorial

- 51 **Fadenschein oder: *Football's Coming Home* auf Ukrainisch**

DIRK SUCKOW

- 53 **»Kibicuj!« in Geschichte und Jelen**

STEPHAN KRAUSE

- 55 **Die Mittel heiligen den Zweck**

ANJA JAHN

- 57 **Animal Filming. Ein neuer Blick auf Tiere?**

DIETLIND HÜCHTKER

- 59 **»Anastasia«-Superstar**

MATTEO COLOMBI UND CHRISTINE GÖLZ

Wissenschaft & Verwaltung

- 61 **Vom redlichen Geist in der Verwaltung und von goldenen Uhren**

ANJA FRITZSCHE UND ANTJE SCHNEEGASS

Forschung & mehr

- 62 **Germania Slavica, Ostmitteleuropa und östliches Europa – Christian Lübke in der interdisziplinären Forschung**

MATTHIAS HARDT

- 64 **Stationen**

INES RÖSSLER

- 66 **Publikationen**

- 68 **Abbildungsnachweise
Impressum**

Mitropa 10 – Sie halten sie in den Händen, die zehnte Nummer unseres Jahresheftes: eine golden funkelnde Jubiläumsausgabe! Angefangen hatte es 2010. Noch unter dem Namen Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas und einem unlängst berufenen, neuen Direktor an der Spitze hatte das GWZO eben sein neues Domizil mitten in Leipzigs Innenstadt, im prächtigen Messepalast Specks Hof, bezogen. Nun dachte man über eine neue Zeitschrift nach: Von den Themen, den Objekten, Quellen und Gegenständen, die am neuen Ort beforscht wurden, von den Reisen ins Feld, den Reaktionen der Öffentlichkeit und den als Konferenzen, Ausstellungen und Neuerscheinungen vorzeigbaren Ergebnissen sollte ein anspruchsvoll gestaltetes Jahresheft berichten. Direktor Christian Lübke und sein Stellvertreter Stefan Troebst griffen die Idee der damaligen Fachkoordinatorin Alfrun Kliems gerne auf. Gemeinsam und unterstützt durch den renommierten Gestalter Severin Wucher riefen die drei die Mitropa ins Leben, die heute schwerlich aus dem Erscheinungsbild des GWZO wegzudenken ist.

Mitropa 10 nun feiert die neun vorangegangenen Jahreshefte des GWZO, seit zwei Jahren nunmehr Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa. Obwohl alle diese Hefte die wiederholte Lektüre lohnen, wollen wir Ihnen, liebe Leserinnen



und Leser, zum Jubiläum neuen Lesestoff bieten – mit einem Heft, das gleich in mehrfacher Hinsicht aus der Reihe tanzt. Das ist erst einmal wörtlich gemeint, denn unsere Sonderausgabe mit der 10 im Titel schiebt sich keck zwischen die Jahreshefte 2018 und 2019. Sie ist bereits von außen anders, ihr Umschlag zeigt Gold und ist bunter als gewohnt. Und bunt geht es weiter, liest man in das Heft hinein. Denn wir haben mehr Fundstücke als üblich zusammengetragen und zudem die eine oder andere gewohnte Rubrik ein wenig abgewandelt. Damit kommen diesmal 32 Autorinnen und Autoren zu Wort, ein nicht geringer Teil der Menschen, die am GWZO in Forschung, Infrastruktur und Verwaltung tätig sind.

Sie gratulieren mit ihren Texten unserer allseits beliebten Mitropa, sie gratulieren damit aber auch und mindestens so herzlich dem Mitropa-Mitherausgeber und Direktor des Hauses, Professor Christian Lübke! Der nämlich feiert im Dezember dieses Jahres seinen 65. Geburtstag. Ihm, über den die Mitropa 10 das ein oder andere zu berichten weiß, ist diese goldene Jubiläumsausgabe mit ihren goldgrundigen Buchmalereien, goldenen Buchcovern, Goldmedaillen für die Wissenschaft, goldenen Fußballtrikots und dem über der ausgelassen feiernden Modeszene wirbelnden Goldstaub und noch vielem mehr zugeeignet.

Der damit zum Ausdruck kommenden Gratulation schließen auch wir uns an und wünschen Christian Lübke alles Gute und ihm und unseren Lesern nicht zuletzt eine glänzende Lektüre!



STEFAN TROEBST

Stellvertretender Direktor des GWZO



CHRISTINE GÖLZ

Verantwortliche Herausgeberin



Mit eigenen Augen

gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus ersten Beobachtungen analytische Texte werden.

Auf der Balkanroute nach Ostmitteleuropa

Bürgerkriegsflüchtlinge aus Griechenland

ADAMANTIOS TH. SKORDOS UND STEFAN TROEBST

In Griechenland ist die Erinnerung an den erbitterten Bürgerkrieg zwischen bürgerlichem Lager und Kommunisten der Jahre 1946–1949 zugleich präsent und verdrängt. Sichtbar in Form von Memorialkomplexen, Denkmälern und Museen ist sie vorwiegend im gebirgigen Norden des Landes. **Abb. 1 u. 2** Hier, im Grammos-Gebirge, das die Grenze zwischen Griechenland und Albanien bildet, fand der Krieg seinen Abschluss durch den Sieg des von Großbritannien und den USA unterstützten bürgerlichen Regierungslagers im Herbst 1949, und hier resultierte er in der massenhaften Flucht der kommunistischen Kombattanten und Teilen der Zivilbevölkerung über die Grenze in die kommunistischen Nachbarstaaten Albanien, Jugoslawien und Bulgarien. Unter den rund 100.000 Geflohenen befanden sich etwa 30.000 Kinder und Jugendliche, viele davon von ihren Eltern getrennt. Neben ethnischen Griechen flohen vor allem slawophone Makedonier, desgleichen ost-romanisch sprechende Aromunen (Vlachen) und albanischsprachige Arvaniten.



Abb. 1 Das 2006 in Kefalochori errichtete Denkmal für die Demokratische Armee Griechenlands

Abb. 2 Seit 2017 hat Theotokos (nahe Konitsa) ein Museum der Demokratischen Armee Griechenlands



Abb. 3 Blick von der albanischen Seite auf das Grammos-Gebirge

ADAMANTIOS TH. SKORDOS ist Privatdozent für European Studies an der Universität Leipzig und Wissenschaftlicher Referent des Direktors des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO).

STEFAN TROEBST ist Professor für Kulturgeschichte des östlichen Europa an der Universität Leipzig und stellvertretender Direktor des GWZO. Auf Reisen nach Griechenland, Albanien, Makedonien, Ungarn und Polen haben sie Feldforschungen zu den Routen, Stationen und Zufluchtsorten der Flüchtlinge aus dem Griechischen Bürgerkrieg unternommen.

Die Massenflucht fand unter dramatischen Umständen in langen Fußmärschen über Gebirgspfade statt. ^{Abb. 3 u. 4} Krankheiten, Erfrierungen, Unterernährung und Ungezieferbefall waren die Folge. Nach Aufenthalt in notdürftig errichteten Aufangslagern wurden die Angehörigen der Demokratischen Armee Griechenlands mehrheitlich per Schiff aus Albanien in die UdSSR, hier vor allem in die Städte Taschkent, Angren, Tschirtschik und Kokand in der Usbekischen SSR, evakuiert.

Zivilisten – Einzelpersonen, Familien und unbegleitete Kinder – wurden per Schiff oder Zug auf die »neuen« Volksdemokratien Polen, Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien aufgeteilt, jeweils 5.000–15.000 Personen, darunter in der Regel je zur Hälfte Griechen und Makedonier. Mehrere Tausend verblieben in den Fluchtländern Bulgarien und Jugoslawien, hier vor allem in der südlichen Teilrepublik Makedonien. Auch die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands, ab November 1949 dann die Deutsche Demokratische Republik, nahm etwa 1.000 unbegleitete Kinder und Jugendliche auf.

Schaltstellen dieses gewaltigen Verteilungsprozesses waren zum einen die rumänische Hauptstadt Bukarest, zum anderen die ungarische Hauptstadt Budapest. In Bukarest waren das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei Griechenlands (KKE), deren Komitee zur Unterstützung des Kindes (EVOP) sowie ihre makedonische Untergliederung, die Organisation Ilinden, ansässig. Budapest hingegen war zum einen der Sitz des Zentralkomitees der politischen Emigranten Griechenlands (KEPPE), zum anderen der – im Wortsinne – Verschiebebahnhof für die Bahntransporte in das »Nördliche Dreieck« Polen/ČSSR/DDR. KKE, EVOP und KEPPE unterhielten Vertretungen bei den kommunistischen Parteien sämtlicher

RGW-Staaten, desgleichen gab es KKE- und Ilinden-Unterorganisationen auf regionaler und lokaler Ebene dort. In allen Ländern fungierte die KKE als zentraler Ansprechpartner nationaler Behörden in Sachen Bildungs- und Gesundheitswesen, Wohnungs- sowie Arbeitsplatzvergabe und anderem.



Ungeachtet des Umstandes, dass sämtliche Aufnahmeländer mittlerweile Diktaturen nach stalinistischem Muster waren, gestaltete sich die Behandlung der Flüchtlinge stark unterschiedlich. Ausschlaggebend dabei waren nicht die neue Ideologie, sondern nationale Traditionen des Umgangs mit Flüchtlingen. Als sich im Zuge der sich verhärtenden globalen Ost-West-Konfrontation abzeichnete, dass es keine zweite Runde im Griechischen Bürgerkrieg geben würde, setzten die kommunistischen Monopolparteien und Regierungen der Aufnahmeländer jetzt auf die Eingliederung der Geflohenen in den »Aufbau des Sozialismus«. Dies geschah durch Ansiedlung an Industriestandorten und in Bergbauregionen, wo Arbeitskräfte benötigt wurden, aber auch, wie etwa in der Tschechoslowakei und Polen, in Landesteilen, aus denen die deutsche Bevölkerung kurz zuvor vertrieben worden war. Hier stand zumindest Wohnraum zur Verfügung.

Da den meisten Flüchtlingen ihre griechische Staatsangehörigkeit seitens des Königreiches Griechenland aberkannt worden war, erhielten sie als Staatenlose provisorische Personalpapiere. Auch wurde der langwierige Prozess der Zusammenführung der über den Raum von Zentralasien bis Zentraleuropa verteilten Familien in Angriff genommen. Die zahlreichen Waisen blieben allerdings über Heime von den rumänischen Karpaten und der ungarischen Puszta über das jetzt polnische Riesengebirge bis zum Elbtal in der DDR verteilt.

Abb. 4 Blick von der griechischen Seite des Prespa-Sees auf die griechisch-makedonische Grenze

Abb. 5–7 Griechischer Friedhof im polnischen Krościenko



Während in den 1950er Jahren nur wenige der Flüchtlinge nach Griechenland zurückkehren konnten, übersiedelten etliche der Makedonier unter ihnen im Laufe der 1960er und 70er Jahre nach Jugoslawien, hier vor allem in die Teilrepublik Makedonien. Das Ende der siebenjährigen Herrschaft der Militärjunta in Griechenland 1974 eröffnete dann neuerliche, indes erneut stark beschränkte Rückkehrmöglichkeiten. Erst der Regierungsantritt der sozialdemokratischen PASOK-Partei (Panhellenische Sozialistische Bewegung) 1981 ermöglichte der Mehrheit der Griechen unter den Flüchtlingen die Repatriierung – den verbliebenen Makedoniern blieb ihr Heimatland indes weiter verschlossen.

In zwei Orten Ostmitteleuropas ist die Erinnerung an Flucht und Aufnahme, an Integration und Rückkehr besonders greifbar: Das ehemalige Aufnahmелager Beloianisz südlich von Budapest ist heute ein multiethnisch ungarisch-griechisch-makedonisches Dorf und zugleich das kulturelle Zentrum der verbliebenen Bürgerkriegsflüchtlinge und ihrer Nachkommen. ^{Abb. 8} Und in Krościenko im polnischen Bieszczady-Gebirge besteht die ehemals von Bürgerkriegsflüchtlingen betriebene griechische Kollektivfarm Nea Zoi (Neues Leben) unter ihrem ins Polnische übersetzten Namen Nowe życie de facto fort – jetzt unter polnischer Leitung. Aber sowohl auf deren Firmengelände wie auf den beiden Friedhöfen des Ortes, einem griechisch-katholischen und einem griechisch-»kommunistischen«, sind die Spuren ehemaliger und eingeschränkt gegenwärtiger Präsenz nord-griechischer Bergbauern in diesem südostpolnischen Mittelgebirge bis heute gut sichtbar. ^{Abb. 5–7}

Abb. 8 Ehemaliger Sitz der kommunistischen Partei Griechenlands im ungarischen Flüchtlingsdorf Beloianisz, heute griechisches Kulturzentrum



(vom französischen *journal*, »Tagebuch«) folgt einem reisenden Wissenschaftler ins Feld. Es bietet aktuelle Beobachtungen, historische Reportagen, subjektive Eindrücke und »Nebenprodukte« der Recherche, publizierte oder auch eigens verfasste.

Miloš

Ein literarischer Reisebericht
aus Montenegro von
BETTINA HAASE,
versehen mit Einwüfen
aus wissenschaftlicher
Perspektive, die
KATHLEEN ZEIDLER
verfasst hat



7

Spätestens seit Edward Said und Maria Todorova finden sich Balkanreisende immer wieder mit dem eigenen Hang zur Balkanisierung konfrontiert, sei es bei der Beobachtung spezifischer patriarchaler Geschlechterrollenverteilungen, sei es bei der Wahrnehmung der Nachwirkungen der Gewalt der letzten Kriege, sei es beim Jonglieren mit Begriffen wie »Rückständigkeit«, »Zivilisation« oder »Entwicklung«. So wird die Reise durch den Balkan gleichsam zu einer Reise zu den eigenen *mental maps*.

Es war schon dunkel, als uns Miloš in seinem alten Jeep den steinigen Feldweg hoch zur Berghütte fuhr. Wir schaukelten auf dem Rücksitz zwischen Autoersatzteilen und Bauzubehören und gruben unsere Hände mit jedem Schlagloch tiefer in die Sitze, wo kleine Steine und Schrauben lagen. Miloš erzählte unentwegt und Isa übersetzte das, was sie für wichtig hielt. Nur die Flüche und Schimpfwörter behielt sie für sich und erwähnte sie erst später an der Küste, als uns die Sonne zu Kopf stieg und die Hitze und die Limonade unsere Zungen klebrig machten. Isa sagte, Miloš sei der montenegrischste aller Namen, er verspreche Stärke und Potenz. Ich mochte, was Isa sagte und wie sie es sagte, und allen, mit denen sie unterwegs sprach, schien es genauso zu gehen.

kommt sie aus einer verschlafenen Klitsche in Brandenburg, weit entfernt vom Balkan und seinen Sprachen, die sie irgendwann zu lernen begann und sich nicht darum kümmerte, dass den Konsonanten nur selten Vokale folgen. Isa sprach von Crna Gora und nicht von Montenegro und sie sagte, dass es Rom und Romnja und nicht Zigeuner heißt.

Es war noch dunkel, als ich auf der Holzbank vor der Berghütte saß, ich blickte ins Tal und wartete auf den ersten hellen Streifen am Horizont, die letzte Ermahnung, ins Bett zu gehen. Neben mir stand Branko, der *Gethe* sagte, immer wieder *Gethe*. Nein, erwiderte ich, er heißt Goethe; Goethe, hörst du? Und jetzt du, befahl Branko und schaute mich in einer Strenge an, die keinen Spielraum zuließ. Sag Petar Petrović-Njegoš! Ich sagte Peter, und sah Branko dabei hilflos an. Er war enttäuscht und ich ging ins Bett. Als ich aufwachte, saß Branko schon wieder am Feuer und machte frische Čevapčići. Isa brachte Rühreier, die wir zusammen mit den Čevapčići und rohen Zwiebeln aßen. Ein Mann kam den Berg hochgelaufen

und stellte sich als Radovan vor, klein und stämmig, mit kalten Augen und einem scharf geschnittenen Gesicht. Das weiße Polohemd verstärkte seine Sommerbräune. Ist Miloš da?, fragte er, ich dachte, wir können ein bisschen zusammen trinken. Als ihm Isa antwortete, blickte er ihr unbarmherzig lang in den Ausschnitt. Er war in den späten Vierzigern, zu jung und zu gesund, um schon in Pension zu sein. Ein guter Posten im Balkankrieg, erzählte er, und warf uns im Gehen ein flüchtiges Čao hin.

Während Miloš am Morgen seinen Onkel zu Grabe trug, einen Mann von 80 Jahren, den alle nur Berlusconi nannten, weil er bis zum Schluss den jungen Mädchen an den Hintern gefasst hatte, hörten die Studenten Lieder über den Befreiungskampf der Serben gegen die Türken in Montenegro. Getragene Melodien, gespielt auf einer Gusla, einem Saiteninstrument, gestrichen von einem Bogen. Es waren Lieder über Heldentaten, aber sie hingen klagend und schwer über den Hügeln des Dinarischen Gebirges. Die nächtlichen Diskussionen waren vergessen. Nur Dragan sah mich nicht

Schon von Weitem hörten wir das Wummern der dumpfen Bässe. Studenten feierten auf der Berghütte Geburtstag und luden uns ein, mit ihnen zu trinken. Wir tanzten auf Tischen und Bänken und tranken das billige Bier aus Amsterdam. Das ist wegen der Globalisierung, sagte Dragan und reichte uns einen Teller mit Čevapčići, die wir aßen, als seien es Salzstangen. Dragan streifte meine Waden. Immer wieder und immer länger, so lang, bis aus den Waden Schenkel wurden, die ich aneinander presste, um seinem Handrücken Einhalt zu gebieten. Dragan war unnachgiebig. Ich war es auch. Er war gekränkt und verstand die Welt nicht mehr. Mir fehlten die Vokabeln, um sie ihm zu erklären.

Die Rhythmen und Klänge der Musik waren ungewohnt, meine Bewegungen sperrig und schwer. Schwarze Haare, nackte Beine, sang der Mann mit blecherner Stimme, du giftige Rose, Schlange in der Brust und Teufel in den Schenkeln. Isa übersetzte einzelne Liedfetzen, sie strahlte und tanzte, als wäre sie hier geboren. Eine Bosnierin, dachten viele, dabei

Auf dem Balkan, wie auch in Mitteleuropa, hat sich noch nicht flächendeckend die Einsicht etabliert, dass es einen Unterschied gibt zwischen pejorativ besetzten, mit Vorurteilen und Stereotypen beladenen Fremdbezeichnungen (wie Z***) und Eigenbezeichnungen (wie Rom *mask.*; Romni *fem.*; Roma *pl.*). Und auch wenn sich einige Angehörige dieser Gruppe dafür entscheiden, sich die Fremdbezeichnung anzueignen, gilt das nicht gleichermaßen für die Mehrheitsgesellschaft.

an. Als sich die Studenten auf den Weg ins Tal machten, waren ihre Augen von den Chemiepillen gläsern und leer. Wir drehten ihnen Zigaretten und wünschten einen guten Weg.

Miloš kam am späten Nachmittag zurück, er trug einen roten Trainingsanzug, den er in den nächsten Tagen nicht mehr ausziehen sollte. Er war ein Riese in den späten Fünfzigern, ein Bär mit tatzenartigen Händen und einem stark ausgedünnten Oberkiefer. Wenn er lachte, und er lachte viel, sah er jedoch aus wie ein Baby. Er brachte Jupiter mit, einen jungen schwarzen Hund, der immerzu spielen wollte und sich stundenlang hinter den Ohren kraulen ließ. Miloš und ich wechselten kein Wort miteinander, wir gaben Zeichen, die uns in diesen Tagen genug waren. Manchmal lachten wir uns an, streiften für einen Moment die Schulter des anderen oder ich sagte »može«, was so viel wie »geht klar« bedeutet. Es klang weich und sanft und passte zu jeder Gelegenheit. Wenn ich »može« sagte, hatte ich das Gefühl, ich gehöre dazu.

In den Sommermonaten bewirtschaftete

Montenegro und seine Nachbarländer in der Semi-Peripherie zu verorten, ermöglicht einen differenzierten Blick auf die regionalen Spezifika irgendwo zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden. Anders ausgedrückt: Es ermöglicht, die »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen« zu verstehen, die den Lebensalltag zwischen neoliberaler Globalisierung und national-kulturellen Rückbezügen prägt. Türkischer Kaffee und Amsterdamer Bier, Gusla, Njegoš und Chemiepillen, Yugo-Nostalgie und EU-Perspektivlosigkeit, Armut und Ökotourismus.

Miloš eine Wanderhütte in den Bergen und für das Ernten von Himbeeren verdiente er sich so wenig hinzu, dass ich aus Respekt beschloss, in Zukunft jede noch so angeschlagene Himbeere zu essen. Im Winter bewohnte er mit seiner Familie zwei feuchte Zimmer im Tal. Miloš war früher Bergführer im Himalaya und später Handelsvertreter für Nylonstrumpfhosen in Jugoslawien gewesen. Er kochte und sorgte für uns, abends schlief er im Sitzen ein und schnarchte, bis wir ihn weckten. Vor unserer ersten Wanderung bekamen wir die Medaille seines Wandervereins verliehen. Miloš sagte, bei uns gibt es die Medaillen immer vorher.

Wir wanderten durch Felder von Thymian und Majoran, die lila blühten und deren Duft in der feuchten Mittagshitze immer stärker wurde. Wir sahen Schafe und Kühe und dann ein weißes Pferd, einen Schimmel, mitten im Nichts. Wir suchten die Feenquelle, deren Wasser fruchtbar macht und Kinderreichtum beschert. Es gab keinen Pfad und keine Wegbeschreibung, nur eine ungefähre Richtung. Wir grenzten die Suche in immer

kleinere Quadrate ein und fanden schließlich ein kleines Rinnsal, das aus einer Felsspalte kam. Wir füllten literweise Wasser in unsere Flaschen und tranken uns fruchtbar. Auf dem Rückweg trafen wir Bauern, die Heu ernteten und auf einen Wagen luden. Ein hagerer Alter winkte uns zu und lud uns ein, mit ihnen zu essen. Wir saßen vor ihrer kleinen Hütte, die Männer schnitten Gurken, Käse und Schinken in dicke Scheiben und tranken Bier aus 1,5-Liter PET-Flaschen. Woher kommt ihr?, fragten sie uns. Wie alt seid ihr? Seid ihr verheiratet? Heiratet uns! Nehmt uns mit! Sie lachten und wir lachten mit, dabei blickten wir auf den Jüngsten und Schönsten unter ihnen, einen Schwarzhaarigen mit braunen Augen in einem Mickey-Mouse-Shirt.

Miloš empfing uns mit Burek, einem Blätterteig, gefüllt mit Brennesseln und Schafskäse. Es war Sonntag und auf dem Tisch lag eine Decke mit Weihnachtsmotiven und Stockflecken, die zwischen den Tellern aus Emaille und dem Aluminiumbesteck Ausdruck seiner Zuneigung war. An diesem Abend lief Jupiter

Die Bibliothekarin **BETTINA HAASE** bringt Wissen in Bewegung und schafft Ordnung im Chaos. Sie arbeitet im Bereich »Wissen finden« der Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung«. Damit das Geschäft mit der Forschungsliteratur nicht zu trocken wird, schreibt sie selbst Belletristik, von der sie hier eine Kostprobe gibt.

Die Historikerin **KATHLEEN ZEIDLER** promoviert am GWZO mit dem Vorhaben »Sexualisierte Gewalt in den Jugoslawienkriegen – Zivilgesellschaft und Völkerrecht«. Gemeinsam bereisen sie in ihrer Freizeit den Balkan und den Kaukasus und sitzen dabei am liebsten im Speisewagenabteil.

im Schlepptau dreier Hündinnen davon. Miloš schlief die ganze Nacht nicht und fand ihn am Morgen zitternd unter einem Felsvorsprung sitzen.

Es war der Tag unserer Abreise. Miloš bestellte den Schäfer, der kurz nach Sonnenaufgang kam und aus dem Kaffeesatz lesen sollte. Ein Mann mit dunkelblonden Haaren, braun gebrannt, mit Lachfalten um die blauen Augen und einem auffallend sauber gestutzten Bart. Ihr dürft nicht lachen, befahl Miloš. Ich nippte langsam an meiner Tasse, aber Miloš sagte, du musst den Kaffee schlürfen wie die Türken. Ich zutschte am Tassenrand und war froh über das schmatzende Geräusch, von dem ich hoffte, dass es richtig klang. Der Schäfer blickte schüchtern zu Boden und schob sein halbvolles Glas Rakija zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her. Er sprach wenig und in einem Dialekt, den Isa nur schwer verstand. Er war jung und als er uns zum ersten Mal ansah und aus seinem Schmunzeln ein Lachen wurde, sah ich, dass zwei Drittel seiner Zähne fehlten. Er bedeckte die Tasse mit einer Untertasse und

drehte sie mit einem Mal um. Der Kaffeesatz rann langsam auf den Boden der Untertasse. Der Schäfer hob Isas Tasse hoch und wartete einen Moment, bevor er begann. Ein Verwandter wird sterben und es wird Probleme mit dem Erbe geben, prophezeite der Schäfer mit leiser Stimme und schaute beim Reden leicht an ihr vorbei. Er blickte auf die Untertasse und zurück in die Tasse, er las aus jedem Kaffeesatzfleck, der sich zu einer Aussage über die Zukunft zusammensetzen ließ: Du wirst Probleme mit den Papieren haben. Welche Papiere?, fragte Isa. Du wirst Probleme mit den Augen haben, sprach er weiter und antwortete ihr nicht. Isa sah ihn fragend an. Der Schäfer schwieg. Dann nahm er meine Tasse und nach einem kurzen Blick sagte er entschlossen: Bei der Liebe ein großes Fragezeichen, aber deine Gesundheit ist gut. Er blieb noch eine ganze Weile sitzen und sprach mit Miloš, der Witze machte, bei denen der Schäfer errötete. Er verabschiedete sich mit einem so kräftigen Händedruck, dass Isa ein »Aua« entwich und ich meine Hand vorsichtshalber wegzog. Ich war enttäuscht über

die Aussagen des Schäfers und stopfte meine Sachen in einen Rucksack, der so groß war, dass kein Mensch auf dem Balkan damit reisen würde und der mehr Auskunft über meine Herkunft gab als die Farbe meiner Haut und der Klang meiner Sprache.

Miloš fuhr uns den weiten Weg zurück ins Tal. Wann kommt ihr wieder?, fragte er und weil er die Antwort wusste, sprach er weiter, nur um etwas zu sagen und die Stille bis zur Abfahrt des Zuges zu überbrücken. Er warnte uns vor den Taschendieben an der Küste, vor den Zigeunern, den Eisverkäufern, den Männern überhaupt. Er wünschte uns Glück und ein langes Leben, die letzten zwei Minuten aber schwieg er. Traurig standen wir an den Gleisen, drückten Miloš und streichelten Jupiter. Der Zug fuhr los, Miloš winkte und drehte sich weg.

Die Sitze des Zugabteils waren mit rotem Samt bezogen, in dem unsere Beine einsanken. Immer wieder fuhren wir durch Tunnel, in denen es nach feuchtem Gemäuer roch, ein Geruch, der auch bei geschlossenem Fenster in das Abteil kroch. Das Abteil war voll und

17

Die Brüchigkeit gängiger Vorstellungen von »balkanischen« Geschlechterrollen drängt sich auf: Nicht nur Ethnisierung und Re-Traditionalisierung, auch Re-Patriarchalisierung der Balkangesellschaften sind ein Teil des Transitionsprozesses nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens, werden aber auch von außen konstruiert. Wo tauchen bei der Beschreibung süd-osteuropäischer Männlichkeit Worte wie »Umsorgen und Kochen«, »Schlaflosigkeit vor Sorge« oder die Palette von Ausdrucksmöglichkeiten von Zuneigung auf?

Flüche und Schimpfwörter spielen mit Tabus. Die Sprachwissenschaft unterscheidet – es erinnert ein wenig an Freud – anale von genitalen Fluchgesellschaften. Während sich deutschsprachige Flucher verbal mit Exkrementen bewerfen, darf der balkanische Schimpfende mit allem und jedem verbalen Geschlechtsverkehr haben. Auch mit der Sonne. Und es bedeutet doch nichts weiter als: »Mist, verdammter«.

wir flüchteten in den Speisewagen, wo wir Bier mit Fanta mischten und Zigaretten am offenen Fenster rauchten. Wir fuhren über ausgetrocknete Flussläufe, vorbei an Bahnwärtern, die in ihren hellblauen Hemden und roten Mützen in der sengenden Hitze standen und mit ihren Kellen Zeichen gaben, die wir nicht verstanden. Essigbäume wuchsen wild entlang der Gleise und hinter ihnen kamen Häuser zum Vorschein, halbfertig, unverputzt und grau. Isa packte drei Sorten Nagellack auf den Tisch und entschied sich für einen Bronzefarbtönen. Sie sprach über die Auswirkung des sächsisch-magdeburgischen Rechts auf Osteuropa und ich dachte über die Menschen nach, die über das sächsisch-magdeburgische Recht nachdachten und ob sie, abgesehen von Isa, den Geruch des Speisewagenabteils zwischen Belgrad und Mojkovac kannten.

Stunden später saßen wir in einem kleinen Städtchen an der Adria. Wir spielten Russen raten, die wir an ihren kleinen Bäuchen und den Plastikbeuteln um ihre Handgelenke erkannten. Sie wurden in Scharen von den an-

18

legenden Kreuzfahrtschiffen ausgespuckt und verloren ihr Geld in den Gassen der Altstadt. Wir kauften bunte Röcke und Bilder von orthodoxen Ikonen. Zwischen all den Menschen und der Hitze dachten wir an Miloš und wie er uns nach der Wanderung mit kühlem Bier und Bohneneintopf empfing, wie er Tee aus Bergminze kochte und am Nachmittag Heidelbeersirup mit Sprudelwasser auffüllte, wie wir mit blauen Lippen und blauer Zunge auf dem Balkon der Berghütte saßen und sich die untergehende Sonne in der Tara spiegelte, die um diese Jahreszeit nur noch wenig Wasser führte. Wir dachten an die kalten Nächte in den Bergen und an Miloš, der nicht trank und nicht rauchte, der nur fluchte wie ein Berserker. Was hat er denn gesagt?, fragte ich Isa. Ich fick' dir die Sonne, sagte sie und bestellte einen Liter Limonade mit Himbeeren.

19

stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

Von Salz, Musik und Jagdtrophäen

Da Funktion und Bedeutung eines Geweihbehälters sich nicht von selbst erklären, macht ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA einen Vorschlag

Im Oktober 2009, als die Ausstellung *Keszthely-Fenékpuszta im Spiegel der Jahrtausende* im Balatoni Museum Keszthely eröffnet wurde, zeigte sich der Direktor des GWZO Christian Lübke von einem Fundstück ganz besonders beeindruckt: ein Geweihbehälter mit griechischem Kreuz aus Pannonien, dessen Funktion nicht auf der Hand liegt.

Tatsächlich gibt es keine einheitliche Forschungsmeinung darüber, wozu derartige Artefakte einst dienten. Am gängigsten ist die Annahme, dass man sie als Behälter für Salz, vereinzelt wohl auch für Kleingegenstände oder für Heilkräuter benutzte. Andere interpretieren sie als Hals lederner Trinkbeutel oder als Teil von Musikinstrumenten (womöglich ähnlich einem Dudelsack?). Sie treten seit der Spätawarenzeit (8./9. Jahrhundert) im Karpatenbecken auf und sind auch während des 9./10. Jahrhunderts im pannonischen und im großmährischen Kontext sowie während des 10./12. Jahrhunderts im Havelgebiet belegt. Ihr Fortbestehen wird mit der slawischen Tradition erklärt. Allerdings hat Mechthild Schulze-Dörrlamm darauf hingewiesen, dass entsprechende Behälter bereits seit dem 1. Jahrhundert auch im Römischen Reich vorkamen und vermutlich durch byzantinische Vermittlung im späten 7. Jahrhundert das awarische Khaganat erreichten.

Der hier gezeigte Behälter gehört ins 9. Jahrhundert und stammt aus einem Gräberfeld in der Nähe von Zalavár/Mosaburg, das von 840 bis zu Beginn des 10. Jahrhunderts als sakrales und administratives Zentrum am östlichen Rand des Karolingerreiches wirkte. In Zalaszabar lag der Gegenstand als einziger Fund im Grab eines sechs bis zehn Jahre alten Kindes zwischen dem rechten Unterarm und dem Beckenknochen. In den spätawarischen Gräbern hat man solche Beigaben hauptsächlich im Becken- bzw. Oberschenkelbereich gefunden, teils auch am Kopf- oder Fußende des Toten und überwiegend bei Männern und Knaben. Ein erstes Indiz also, dass es sich um einen mitgetragenen Gegenstand handelte, den vor allem Männer einsetzten.

In der Karolingerzeit stammen solche Behälter hingegen überwiegend aus dem Siedlungskontext, vor allem aus Burgwällen. In Zalavár, in der Nähe der Hadrianskirche, wurde eine Werkstatt für solche Behälter entdeckt, in Mikulčice sind Halbfabrikate – sowohl in der Haupt- als auch in der Vorburg – belegt. Sie zeugen von einer lokalen Herstellung in den Zentren, wo auch die Eliten der Zeit saßen.

Das Y-förmige Artefakt von der Zalasabár-Dezső-Insel ist aus Rothirschgeweih gefertigt. Dabei handelt es sich um den abgesägten Abschnitt einer Hauptstange mit der Abzweigung einer Mittelsprosse, im Inneren hohl, außen geglättet. An beiden horizontalen Enden befinden sich je zwei gegenüberliegend angebrachte Löcher; sie dürften eine Art von Verschluss mit einem Lederband oder Stab gehalten haben. Am oberen Ende sind zwei größere Durchbohrungen zu erkennen, die möglicherweise für Bänder oder Haken einer Aufhängung dienten.

Auf der einstigen Vorderseite ist eine eingeritzte Darstellung zu erkennen: Mittig ein griechisches Kreuz, nach unten hin weitere einfache Linienkreuze, darüber ein Vierbeiner, vermutlich eine Pferdedarstellung. Nicht zu klären ist, wann diese Verzierungen angebracht worden sind, ob zeitgleich mit der Herstellung des Stückes oder zu einem späteren Zeitpunkt.

Bei allen bisher bekannt gewordenen Geweihbehältern handelt es sich um Unikate, wobei die variierende Formgebung aus dem Rohmaterial resultiert, und so existieren sowohl Exemplare ohne Glättung der Oberfläche als auch geglättete, unverzierte Stücke. Die verzierten Varianten zeigen meist einfache geometrische Motive (Kreis-Punkt-, Zick-Zack-Motive), aber auch Rhomben, Swastika und Kreuze sowie Tierdarstellungen kommen vor. Dem Fund aus Zalasabár ähnelt ein anderer aus der bereits erwähnten Werkstatt von Zalavár am ehesten, der ebenfalls einen Vierbeiner in Verbindung mit mindestens drei griechischen Kreuzen aufweist.

Zurück zur Funktion: Sollte die Annahme richtig sein und der Behälter diene zum Aufbewahren von Salz, bleibt die Frage offen, warum man das Salz mit sich trug? Was sich hingegen aufdrängt, ist, dass es sich bei diesen Artefakten um individuelle, lokal hergestellte Produkte handelt, die ihren personalisierten, von ihrem Inhalt unabhängigen Charakter unterstreichen, woraus sich schließen lässt, dass sie als Gegenstand für den Besitzer bedeutsam waren.

Diese Beobachtung führt zu einem alternativen Erklärungsversuch: Herkunft des Materials und die Verzierungen legen nahe, dass eine Verbindung mit der Jagd bestand. Der Bezug zur männlichen Sphäre und zu den lokalen Zentren und Eliten unterstützen diese Annahme ebenfalls. Sie könnten demnach als Treibinstrument, das man mit trockenen Hülsenfrüchten oder Kieseln füllte, als Jagdtrophäe oder Amulett gedient haben. In ihnen könnten Jagdandenken oder Heilkräuter aufbewahrt worden sein oder auch Arzneien und Salben, die bei Jagdunfällen zum Einsatz kamen.

Doch einen hiebfesten Beleg für diese Annahme gibt es noch nicht und so bleibt nur die Erkenntnis, dass die Rekonstruktion kultureller und funktionaler Kontexte dieser Geweihbehälter nach wie vor hypothetisch bleiben muss. Einzig sicher ist, dass diese Funde von einer Tradition zeugen, die über ein halbes Jahrtausend vom Karpatenbecken über Mähren bis zum östlichen norddeutschen Tiefland Bestand hatte.



ORSOLYA HEINRICH-TAMÁSKA ist Archäologin und forscht am GWZO in der Abteilung »Mensch und Umwelt«. Ihre letzte, gemeinsam mit Daniel Winger herausgegebene Buchpublikation *7000 Jahre Geschichte: Einblicke in die Archäologie Ungarns* gibt eine Rundumschau über die aktuellen Forschungen und innovativen Ansätze der modernen Archäologie im Karpatenbecken vom Neolithikum bis zum Frühmittelalter.

Ein Meteorit namens »Der verwunschene Burggraf«

Mit dem sagenumwobenen Meteoriten von Elbogen untersucht Kunsthistoriker CHRISTIAN FORSTER einen ganz besonderen Fall

Meteoriten unterscheidet man in Funde und Fälle. Im maßgeblichen, am Naturhistorischen Museum London erarbeiteten Katalog aller bekannten Meteoriten wird der Eisenmeteorit von Elbogen (Loket, ČR) als Fall klassifiziert und dieser auf das Jahr 1400 datiert. Aufgrund des hohen Alters der Fallnachricht, so wird man vermuten, lässt sich heute kein genaueres Datum als eine Jahreszahl nennen, doch wenn es sich dabei um das Jahr der Absetzung Wenzels IV. als römisch-deutscher König handelt, wird zweifelsohne jeder Mediävist hellhörig und fragt sich, ob es schriftkundige Zeugen des Ereignisses gegeben haben mochte. Falls die Datierung zutrifft, wäre der Meteorit von Elbogen der früheste Fall in ganz Europa, von dem noch Material erhalten ist. Weltweit würde er dabei nur noch von einem Steinmeteoriten im japanischen Nogata übertroffen, der im April des Jahres 861 vom Himmel fiel und seitdem in einem Shintotempel aufbewahrt wird.

Welche Quelle überliefert die Fallzeit des Elbogener Meteoriten? Keine einzige, doch die Sage berichtet: Der Eisenbrocken sei in Wahrheit ein Burggraf, dessen Knechte sich

seiner Schätze bemächtigen wollten und ihn in den Brunnen der Burg Steinelbogen warfen, wo er zu Tode stürzte. Dem Volke aber wiesen sie ein großes Stück Eisen, das sich unter jenen Schätzen befunden hatte, und gaben vor, der verhasste Burggraf sei auf übernatürliche Weise bestraft und zweifellos verdienstermaßen in einen Metallklumpen verwandelt worden. Der aufgeklärte Überlieferer dieser Legende meinte 1799, vor Ort eine geschmolzene Glocke gesehen zu haben. Ob er damit aus einer anderen Version der Legende schöpfte oder seine Deutung den Ausschlag gab, die ursprüngliche Geschichte abzuwandeln, sei dahingestellt. Eine Glocke habe der Burggraf, so hieß es bald, am Bergfried anbringen lassen, um die Hintersassen zum Frondienst zu rufen. Nachdem diese bei einem Brand geschmolzen war, habe man sie nach dem Burggrafen benannt.

Diese Erklärung klingt wenig überzeugend, weil sie des moralischen Elements entbehrt.



Nein, der Burggraf, der auf Schloss Elbogen saß, soll dafür berüchtigt gewesen sein, von den Bauern, die in der Robitschvorstadt wohnten, übergroße Abgaben und schwere Frondienste erzwungen zu haben. Er kannte keine Gnade und wurde dafür bestraft: Als er einer armen Witwe mit Unbarmherzigkeit begegnete, verwünschte ihn die Frau, woraufhin er zu einer amorphen Masse Metalls erstarrte.

Der Prager Chemieprofessor Karl August Neumann, der 1811 die wahre Natur des Eisens erkannte, interessierte sich auch für die Äußerungen des Volkes. Der Bürgermeister des Städtchens belieferte ihn mit allerlei »historischen Notizen«, unter denen sich folgende, seriös um chronologische Einordnung bemühte Überlegung fand, die ihren Ausgangspunkt beim Protagonisten aller Legenden nahm: »Wäre sie [die Metallmasse] wirklich aus den Zeiten der Burggrafen, so müsste sie in der letzten Hälfte des 14ten oder im ersten Drittel des 15ten Jahrhunderts hierher gekommen seyn, denn nur während dieser Zeit saßen kais.[erliche] Burggrafen auf dem Schlosse«. Später wurde diese Angabe in nackte Zahlen übersetzt: 1350–1430, die irgendjemand beherzt zu einem Mittelwert arrondierte; so kam das Jahr 1400 zustande.

Tatsächlich ist auf der königlichen Burg in Elbogen schon aus dem Jahre 1237 ein Burggraf namentlich bekannt. 1434 verpfändete Kaiser Sigismund Burg, Stadt und Land Elbogen an seinen Kanzler Kaspar Schlick, bei dessen Familie die Herrschaft bis 1547 blieb. Die Schlicks machten sich in guter Zuversicht, dass das Pfand nicht mehr ausgelöst werden würde, an den Ausbau der Burg und versuchten, die königlichen Freiheitsrechte der Stadtbürger zu beschneiden. Wegen des fortdauernden Streits mit der Stadt, der mehrmals in militärische Konflikte ausartete, wird man die Legende vom ungerechten und verhassten Burggrafen in die Epoche der Schlick'schen Herrschaft verorten wollen, auch wenn sich die Nachfahren des Kaspar Schlick selbst »Herren« zu Elbogen nannten. Das im Jahre 1525 erstellte Urbar der Grafen Schlick verzeichnet besondere Dienstpflichten für die, welche »in der Robitsch« sitzen, also jene Vorstadtbewohner, die in der Legende die Leidtragenden sind. Trotz dieser Koinzidenzen ist der Fall des Meteoriten mithilfe der Legenden nicht datierbar; vielmehr deutet seine korrodierte Oberfläche darauf hin, dass er viele Jahre auf der Erdoberfläche gelegen hatte, bevor er gefunden wurde.

Das Motiv des In-den-Brunnen-Stürzens kehrt interessanterweise in einer Anekdote wieder, die den Meteoriten mit einer realen historischen Persönlichkeit in Verbindung bringt: Johann von Werth, ein Feldherr im Dreißigjährigen Krieg, soll den Eisenbrocken in den Burgbrunnen geworfen haben, wo er 30 Jahre lang verblieb. Werth hatte den Kaiser im Sommer 1647 als General der Kavallerie bei der Belagerung Egers unterstützt und sich anschließend mit diesem über Elbogen nach Pilsen zurückgezogen.

Auf der Burg zeigt man heute ein hölzernes Modell des ursprünglich etwa 107 kg wiegenden Eisenbrockens neben einem 14 kg schweren Bruchstück vom Original. Es ist der an Ort und Stelle verbliebene Rest, nachdem man im 19. Jahrhundert freigiebig Abschläge an verschiedene Universitäten und Museen abgegeben hat; der größte von ihnen wird heute im Meteoritensaal des Wiener Naturhistorischen Museums gezeigt.

CHRISTIAN FORSTER ist Kunsthistoriker und seit 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter am GWZO. Er arbeitet in der Abteilung »Kultur und Imagination«.



Ein »Fundstück« im eigentlichen Sinne des Wortes

Vom glücklichen Zusammentreffen eines Trödefunds, einer Kunsthistorikerin und Studierenden der Archäologie in Leipzig berichtet SUSANNE JAEGER

Wenn Objekte aus prähistorischer Zeit bis in die unsere überdauern, ist das an sich schon bemerkenswert. Werden sie zum ersten Mal gefunden – was idealiter meint, von Archäologen an ihrem originalen Fundort geborgen, wenn möglich wieder zusammengefügt und in ihrem Alter und ihrer ursprünglichen Funktion bestimmt, dann ist das ein erfreuliches Ergebnis für die Wissenschaft. Meist verbleiben sie danach in Museen und bereichern deren Sammlungen und Kenntnisse über die fernen Bräuche der Gesellschaften der Vorzeit. Was aber passiert, wenn solche Objekte ein zweites oder gar drittes Mal verloren gehen, um dann an ganz anderer Stelle unverhofft wieder aufzutauchen? Ohne all die Informationen, die sich aus Fundstätte und -kontext erschließen, wird ein solches Objekt wissenschaftlich und kulturhistorisch quasi »auf Null« gesetzt, auf sich selbst zurückverwiesen und für die Wissenschaftler erneut zur Herausforderung. Was bleiben sind Form, Material, Farbe, Herstellungstechnik und – so vorhanden – Dekor, um ein solches Objekt zu (re-)identifizieren.



Dem abgebildeten Gefäß war dies offenbar gleich mehrfach passiert. Im Januar 2017 stand es jedenfalls zum Geschirr degradiert zwischen Keramikvasen, Töpfen und diversen Schüsseln bei einem Dresdner Haushaltsauflöser. Mir fiel zunächst die Form ins Auge, die nicht zu den anderen, meist industriell gefertigten Gefäßen passte. Als ich es heraushob, war mir klar, dieses dünnwandige, aus schwarzem Ton geformte und mit einem zarten Schnurband verzierte Gefäß gehörte nicht in die Umgebung eines Trödlers, sondern in eine archäologische Sammlung. Es war, einmal in große Scherben zersprungen, von fachkundiger Hand wieder zusammengefügt worden. Auf der Unterseite des Bodens fanden sich Spuren einer weißen Markierung – wohl von der Inventarnummer einer Sammlung. Doch jegliche Informationen zur ursprünglichen Provenienz und zu der Sammlung, aus der es möglicherweise stammte, waren mit dem Tod seines vorherigen Besitzers untergegangen. Was tun?

Ich erwarb das Stück, verpackte es sorgsam und nahm es mit ins GWZO, um es den Kollegen aus der Archäologie zu zeigen. Sie würden schon wissen, um was für einen antiken Topf es sich hier handelte. Der erste Kollege, dem ich mein Fundstück präsentierte, sagte gleich, dies sei »zu alt« für ihn. Hier fühle er sich nicht zuständig. Aber er verständigte eine Kollegin von der Ur- und Frühgeschichte der Universität Leipzig. Diese nahm das Stück mit Interesse in Augenschein und stellte fest, dass es sich um eine Urne handelte und dass es trotz der Dünnwandigkeit ohne Töpferscheibe, also frei mit der Hand geformt worden sei. Somit lasse sich seine Entstehungszeit noch vor der Erfindung der Töpferscheibe bestimmen.

Aber eine regionale Einordnung ließe sich auf die Schnelle nicht durchführen. Ich »ver-machte« das Gefäß also der Lehrsammlung der Ur- und Frühgeschichte. Die Kollegen dort nahmen den Neuzugang in ihrer Sammlung zum Anlass, eine studentische Datierungs-übung zu veranstalten. Und tatsächlich nach einigen Monaten bekam ich eine Nachricht: Die Übung habe ergeben, dass es sich um eine Urne handle, die man ursprünglich mit einem Deckel verschloss. Sie stamme mit einiger Sicherheit aus der Gegend um Brunn in Mähren und sei in die späte Bronzezeit (9./10. Jahrhundert vor Christi) zu datieren. Dort seien vergleichbare Stücke bekannt. Ein schöner Erfolg für eine studentische Übung.

Meine Nachfrage bei dem Dresdner Trödler hatte zudem ergeben, dass es sich bei dem verstorbenen Besitzer wohl um einen eifrigen Trödelmarktbesucher gehandelt haben muss, der in seinem Hausstand eine Vielzahl unterschiedlichster antiker Möbelstücke, Gemälde und Keramik versammelt hatte, die zu Teilen tschechischer Herkunft waren. Vermutlich hatte er unser Fundstück auf einem tschechischen Trödelmarkt entdeckt und nach Dresden gebracht.

Die Kunsthistorikerin **SUSANNE JAEGER** ist am GWZO für die großen forschungs-basierten Ausstellungsprojekte zuständig und deswegen besonders darin bewandert, Objekte genau in Augenschein zu nehmen. Zur Zeit bereitet sie Ausstellungen zu den Themen »Bellum et artes« und zu »Erfurt im Mittelalter« vor. Mit Jiří Fajt zusammen hat sie 2018 den Band *Das Expressive in der Kunst. 1500–1550* bei De Gruyter herausgegeben.

Eine Reise nach Jerusalem

Wie Integration auch dank eines Reiseberichts gelingen kann, beschreibt JÜRGEN HEYDE

Es ist ein ungewöhnliches Dokument, das in den Akten der königlichen Kanzlei in Warschau, der *Metryka Koronna*, im 22. Band unter dem Datum des 10. Mai 1507 verzeichnet ist. Kein Privileg, kein Urteil oder Schiedsspruch, keine Bestätigung von Ansprüchen, sondern ein kurzer Reisebericht zweier Adeltiger von ihrer Pilgerfahrt ins Heilige Land findet sich da. Iacobus Wagorzowsky, ein Höfling König Sigismunds I. von Polen, und Thomas Czarnyczyk gaben zu Protokoll, dass sie ins Heilige Land gereist seien, um das Grab Christi zu besuchen. Während ihres Aufenthalts in Jerusalem hätten die beiden Informationen über den Leibarzt König Sigismunds, Isaac aus Spanien, erhalten.

Auf diese Information nimmt bereits die Überschrift zum Eintrag Bezug: »Anerkennung der Nobilität, dass der Jude Izaczek aus einem Haus und einer Familie Jerusalemer Juden geboren sei.« Im Bericht heißt es, in Jerusalem lebende Juden, denen man Glauben schenken dürfe, hätten den Adeltigen mitgeteilt, dass Sara, die Ehefrau Abrahams und Tochter eines anderen Abrahams von den Jerusalemer Juden, auch die gebürtige Schwester Isaacs mit dem Beinamen Izaczek sei, der in Kazimierz wohne. Beide stammten rechtmäßig von jenem Abraham ab; die Jerusalemer Juden hätten zudem bezeugt, dass es sich nicht um eine gewöhnliche jüdische

Familie handele. Dies gehe aus einem Schreiben hervor, welches Sara den beiden Adeligen an den Mediziner Isaac mitgegeben hatte. Isaac habe es mit Freude entgegengenommen und daraufhin bestätigt, der Bruder Saras zu sein.

Isaac aus Spanien war am Hof kein Unbekannter; ein erster Eintrag in der Kronmatrikel findet sich bereits im Jahr 1504, als König Alexander, der ältere Bruder und Vorgänger König Sigismunds, ihm eine Pensionszahlung von 100 Gulden anwies. Der König betont darin, diese Urkunde sei auf Fürsprache Kardinal Friedrichs ausgestellt worden, des im Jahr zuvor verstorbenen Erzbischofs von Gnesen und jüngsten Bruders von Alexander und Sigismund. In weiteren Urkunden der beiden Könige wird die Pension noch mehrfach erhöht.

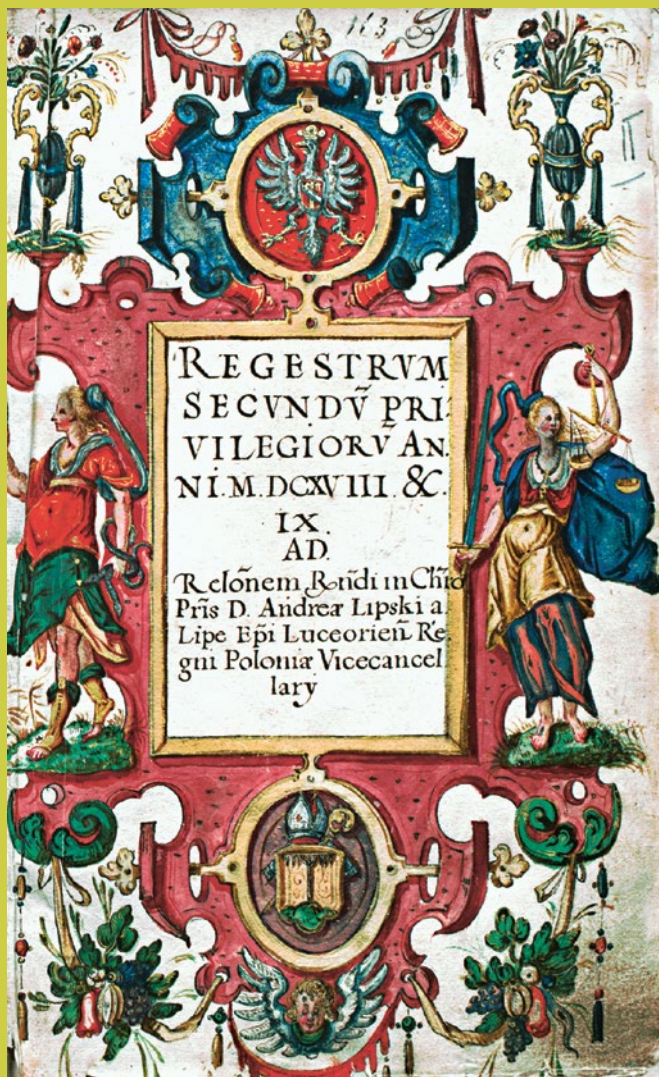
Für den königlichen Leibarzt Isaac hatte der Reisebericht keine materielle Bedeutung, zumal er nicht direkt an ihn gerichtet war. Weitaus bedeutender war, dass sowohl die Adeligen mit ihrem Bericht als auch der König mit der Aufnahme des Berichts in die Kronmatrikel Isaac ein soziales Kapital zuschrieben. Seine Stellung als Leibarzt war bereits seit langem dokumentiert und sein Ruf, dank der ostentativen Wertschätzung durch drei Angehörige der königlichen Familie, auch in nichtjüdischen Kreisen hinreichend bekannt. Auch die erwähnte Namenform »Izaczek« wies auf einen vertrauten Umgang hin. Somit sind die Adressaten des Berichts in der jüdischen Umwelt Isaacs zu finden, der dem Bericht zufolge in Kazimierz wohnte, wohin die jüdische Gemeinde Krakaus nach dem Stadtbrand von 1494 umgesiedelt war.

Die Namen von Isaacs Familienangehörigen in Jerusalem, Abraham und Sara, sind zwar

in der jüdischen Bevölkerung weit verbreitet, sie haben darüber hinaus jedoch eine hohe symbolische Bedeutung: Abraham ist der Stammvater Israels, der bereit ist, auf Gottes Geheiß seinen Sohn Isaac zu opfern. Sara ist in der biblischen Überlieferung die Mutter Isaacs; im Bericht wird sie zu seiner Schwester, die aber – einer Mutter gleich – seine Herkunft sicher bezeugt. Zudem ist auch Sara mit einem Abraham verheiratet, was die Verknüpfung mit der biblischen Geschichte noch verstärkt. Mit diesen Namen wird die edle Herkunft Isaacs unterstrichen, »damit niemand Isaac aufgrund seiner unklaren Herkunft oder wegen des Fehlens seiner Familie tadeln könne«, wie es im Eintrag heißt.

Dem König und seinen Beratern gelang es auf diese Weise, Isaacs Sozialprestige innerhalb der jüdischen Gemeinde zu stärken. Dass sie dies mit Hilfe eines Berichts über eine Pilgerfahrt zum Heiligen Grab taten, zeugt von der Bereitschaft der politischen Elite des Königreichs, nicht nur auf materieller, sondern auch auf symbolischer Ebene und über religiöse Grenzen hinweg Wertschätzung zu kommunizieren. So war Isaac als Jude keine geduldete Randfigur, sondern Teil einer transkulturellen Funktionselite.

Der Historiker und Polonist **JÜRGEN HEYDE** forscht in der Abteilung »Verflechtung und Globalisierung« zu Fragen transkultureller Kommunikation und ethnischer Gruppenbildung in der Vormoderne. Sein aktuelles Buchprojekt hat den Arbeitstitel: »Der heute kommt und morgen bleibt«. *Migration, Integration, Ethnizität im Mittelalter.*



Usus aquarum hinterm Haus

Nicht weit zu seinem Fundstück hat es CHRISTIAN ZSCHIESCHANG, der hier seinem Hausbach ein ganzes Stück Geschichte ablauscht

Als wir mit der Anmietung unserer Wohnung in Wittenberg eine Gartenparzelle hinterm Haus bekamen, die quasi als Wassergrundstück von einem kleinen Bach begrenzt wurde, schien uns dessen Nutzung und ästhetische Inwertsetzung sehr reizvoll zu werden. Bei genauerem Hinsehen nimmt der Aspekt der Nutzung aber ganz andere Dimensionen an. Diese setzt an bei dem großen Antipoden in der öffentlichen Wahrnehmung der Lutherstadt, dem Vorort Piesteritz, der seit langem Synonym für die chemische Industrie ist. Gegründet im Ersten Weltkrieg, gehört das dortige Stickstoffwerk heute zur AGROFERT a.s., einem Unternehmen des tschechischen Ministerpräsidenten Andrej Babiš. AGROFERT gibt sich gegenüber der Stadt sehr spendabel und finanziert Kindergärten, ein Gesundheitszentrum, die Feuerwache und angeblich sogar eine Umgehungsstraße. In umfangreichen, an die Bevölkerung verteilten Broschüren zeigt sich die Firma ebenso von ihrer besten Seite wie in einem Erlebniszentrum futura am Wittenberger Markt, in dem es darum geht, »das Zusammenspiel von Leben und Chemie zu begreifen«, wie der Imagetext auf der Website verlauten lässt. Indirekt steht futura in der Nachfolge des legendären und als bauliche Hülle noch existierenden Chemiepavillons am Schlossplatz, in dem ab 1959 den »Westtouristen« die einschlägigen ostdeutschen Erzeugnisse nahegebracht werden sollten.

Das ist der heutige Glanz des Namens *Piesteritz*. Viel bescheidener sind indes seine Ursprünge als Bezeichnung eines in der Anmutung weitgehend erhaltenen kleinen Straßendorfes an einem gleichnamigen Bach. Ursprünglich altsorbisch *Bystrica*, wurde er aus dem Adjektiv *bystry* mit dem für Hydronyme typischen Suffix *-ica* gebildet und ist sehr einleuchtend motiviert: Ein »schneller Bach«. Am sandigen südlichen Flämingabhang ist das Tempo sicher relativ zu sehen, scheint aber für die Namengebung ausreichend gewesen zu sein.

Im Ober- und Mittellauf heißt das Gewässer heute *Rischebach*, worin mittelhoch- und mittelniederdeutsch *risch* mit der Bedeutung »schnell, frisch, beweglich« steckt, semantisch also eine genaue Entsprechung der altsorbischen Bildung. Anscheinend lebten im Mittelalter, zur Zeit des Landesausbaus, die deutschen Sprecher eng genug mit ihren Mitbewohnern slawischer Zunge zusammen, um das Motiv des von jenen verwendeten Namens zu kennen und es zur Benennung des Bachs mit ihren eigenen sprachlichen Mitteln umzusetzen. Der Name der Ansiedlung blieb jedoch bestehen; die onymische Differenzierung zwischen Ortschaft Piesteritz und Gewässer Rischebach mag in der Kommunikation ihre Vorteile gehabt haben.

Der Verlauf des heutigen Rischebachs ist merkwürdig: Mitten in seinem nach Süden gerichteten Verlauf knickt er nach Osten ab und fließt zuerst – unter anderem an unserem Garten vorbei – fast geradlinig quer zur Hangneigung und nach einem weiteren Richtungswechsel in die mittelalterliche Stadtanlage von Wittenberg hinein, wo er, quasi wieder zurück, nach Westen abbiegt. Hier bildete er zusammen mit dem Faulen Bach die Wasserversorgung der Stadt, bevor diese im 16. Jahrhundert mit dem noch heute existierenden





Röhrwasser auf eine neue Grundlage gestellt wurde. Beide Bachnamen bilden mit »schnell« und »faul« ein Gegensatzpaar; ein altsorbischer Name des anderen Gewässers ist nicht bekannt.

Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, im Rischebach einen künstlich angelegten Abzweig vom Piesteritz(bach) zu sehen, der der Wasserversorgung der mittelalterlichen Stadt diene – ein typischer *usus aquarum* also. Auch andernorts lässt eine genaue Betrachtung der Topographie ähnliche Maßnahmen zur Wasserversorgung erahnen. Allerdings will – und das ist der Grund, weshalb die Erforscher der Wassernutzung mitunter etwas schmallippig sind – der konkrete Nachweis, dass solche Strukturen tatsächlich mittelalterlich sind, nicht immer gelingen. Für Wittenberg ist der Verlauf der Bäche durch die

Stadt jedoch für das Spätmittelalter belegt und die Schlussfolgerung auf den Bau dieses Kanals aufgrund der Topographie und der Namengebung beinahe zwingend.

CHRISTIAN ZSCHIESCHANG, Namenforscher am GWZO in der Abteilung »Mensch und Umwelt«, untersucht seit einigen Jahren die mittelalterliche Wassernutzung im Spiegel geographischer Namen. Aktuell im Druck ist ein von ihm gemeinsam mit Christoph Mielzarek herausgegebener Sammelband zum Thema »*usus aquarum*«, zu dem er zwei Aufsätze über einschlägige Mühlen- und Gewässernamen beigetragen hat. Diese Gewässer und Mühlen liegen jedoch nicht derart vor seiner Haustür wie der hier beschriebene Fall.



Spurensuche Kolovrat

Geschichtsträchtiges Symbol oder rechtsextremistische Traditionserfindung, fragt sich **KARIN REICHENBACH** angesichts ihres Fundstücks

Spinrad, Sonnenrad, slawische Swastika, achtermiges, also doppeltes Hakenkreuz – all dies verbildlicht das Kolovrat-Symbol, ein Radmotiv mit acht Speichen, deren Enden nach rechts oder links abgewinkelt sind. Auch als *Kolyadnik* bekannt, gilt es als vorchristliches, archaisch-religiöses Zeichen slawischen Ursprungs und ist derzeit sehr beliebt bei gesellschaftlichen Gruppen, die sich mit den historischen Slawen identifizieren. In neopaganen bis esoterischen Kreisen wird es vielfältig als Schmuck, Kleidungsbestandteil oder Tattoo verwendet. Folgt man

entsprechenden Selbstzeugnissen bedeutet es dort Sonne, Glück, Lebenskreislauf, Stärke oder sonstige positiv-friedliche Kräfte. Auch im historischen Reenactment ist das Kolovrat anzutreffen, dort ziert es häufig die Schilde von Darstellern eines kriegerischen Frühmittelalters. Die friedliche Bedeutung scheint also längst nicht eindeutig festzustehen.

Mögen die genannten Kreise, in denen das Symbol in Mode ist, auf den ersten Blick noch harmlos wirken, so ist es seine Virulenz in rechtsextremen Milieus des europäischen Ostens nicht. Dort findet es insbesondere bei russischen und ukrainischen Gruppierungen Verwendung. Als Symbol eines slawomanen Nationalismus und Rassismus erscheint es auf Flaggen, Wappen sowie Szenekleidung oder als bildsprachliche Variante, etwa im Namen der russischen Neonazi-Band Kolovrat. Sind dies nur marginale Erscheinungen extrempolitischer Vereinnahmungen? Ist das Kolovrat lediglich ein unschuldiges altes Sonnenmotiv, das, wie das klassische Swastika-Symbol bis zu seiner unwiderruflichen Konnotation mit dem NS-Terror, als ein in vielen Epochen und Kulturen bekanntes Zeichen wahrgenommen werden kann?

Begibt man sich auf Spurensuche nach Kolovrat-Darstellungen, die als historische oder archäologische Vorlagen für die jetzigen Verwendungen gedient haben, eröffnet sich ein diskursives Geflecht aus vagen Herleitungen und Bezügen auf vermeintlich ungebrochene Symboltraditionen. Trotz langwieriger Recherche und der dankenswerten Resonanz einer kollegialen Umfrage finden sich in der Vielfalt überlieferter rad- und sonnenähnlicher Zeichen nur wenige greifbare historische Beispiele für genuine Vorläufer des Kolovrat.

Eindeutige Belege aus dem vorchristlich-slawischen Frühmittelalter lassen sich nicht finden. Abgesehen von Bemalungen antik-böotischer Terrakottafiguren, wie sie als sogenannte Glockenidole zum Beispiel im Louvre ausgestellt sind, auf die allerdings unter Kolovrat-Enthusiastinnen und Enthusiasten nur selten Bezug genommen wird, scheinen Visualisierungen dieses Motivs in wie auch immer gearteten slawischen Zusammenhängen erst in der Moderne aufzukommen. So bildet eine Darstellung des polnischen Künstlers Stanisław Jakubowski (1888–1964) in seinem 1923 veröffentlichten Werk über urslawische Motive in der Architektur (*Prasłowiańskie motywy architektoniczne*) den meistgenannten Verweis auf slawische Volkskultur, obwohl es sich hier um eine künstlerische Repräsentation handelt und unklar bleibt, was bei dieser Darstellung als Vorlage gedient hat. Allerdings sind auch aus dem nationalsozialistischen Deutschland achtspeichige Hakenkreuzmotive etwa im Zusammenhang mit Jugendorganisationen bekannt, sodass das Symbol zunächst wohl noch nicht exklusiv auf eine ausschließlich slawische Tradition festgelegt gewesen zu sein scheint.

Folkloristische Interessen mündeten in den 1920er und 30er Jahren unter anderem in erste neopagane Konzeptionen und Organisationen, die in der Zuspitzung essentialistisch-nationalromantischer Abstammungskonstruktionen meist mit einer nationalistischen politischen Stoßrichtung einhergingen. In der Sowjetunion erfuhren nationalistisch-neopagane Ideologien, die oft mit der Glorifizierung indogermanisch-arischer Ursprünge verbunden waren, ausgehend von Dissidentenkreisen in den 1960er bis 80er Jahren eine erste Konjunktur, und so vermutlich auch das Kolovrat-Symbol. Als wissenschaftliche Referenz dienten dabei auch ethnographisch-archäologische Studien, die vom politischen System zum Nachweis von Vorläufern kommunistischer Gemeinschaftsformen bereits in der Vorzeit durchaus gefördert wurden. Für die Herausarbeitung ursprünglicher, slawischer Motivik gewannen



hier vor allem die Schriften des sowjetischen Historikers und Archäologen Boris A. Rybakow (1908–2001) an Bedeutung, die eine Vielzahl an Sonnen- und Raddarstellungen, aber auch Blüten- oder andere kreisförmige Symbole aus russisch-slawischer Volkskunst und archäologischen Zusammenhängen anführen. Bei genauerem Hinsehen sucht man jedoch auch in dieser Sammlung nach einem echten Kolovrat vergeblich.

Dennoch verbreitete sich das Motiv mit dem Aufschwung slawisch inspirierter neopaganer Glaubensformen seit der Jahrtausendwende weitläufig – nebst häufig rassistischen und antisemitischen Implikationen. So scheint das Kolovrat eine Erfindung der modernen paganen Bewegung des 20. Jahrhunderts zu sein. Angesichts seiner Symbolkraft in rechts-extremen Kreisen ist damit sowohl die mit ihm verbundene spirituelle Auratisierung als auch der vermeintliche Traditionsbezug, der es sogar auf die Buchcover wissenschaftlicher Publikationen geschafft hat, mehr als fragwürdig.

Die Archäologin **KARIN REICHENBACH** forscht in der Abteilung »Kultur und Imagination« zu Rekonstruktionen und Inszenierungen archäologischer Denkmäler und deren politischer Vereinnahmung. Einen Schwerpunkt bilden performative und spirituelle Rekonstruktionen in Reenactment und Neopaganismus sowie die dort produzierten Geschichtsbilder.

»Heaven is where the police are British, the lovers French, the mechanics German ...«

TOMASZ TORBUS betrachtet nationale Stereotype im ausgehenden Mittelalter und heute

Auf Weltreisen lernt man nicht nur fremde Sitten kennen, man erfährt nolens volens auch so Einiges über die *fellow-travellers*, nicht selten Oberflächliches, Vorurteilsbehaftetes, Stereotypes, *ethnic jokes* zum Beispiel: »Heaven is where the police are British, the lovers French, the mechanics German, the [restaurant]chefs Italian, and it is all organized by the Swiss. Hell is where the police are German, the lovers Swiss, the mechanics French, the chefs British, and it is all organized by the Italians«. In Hostels, beim abendlichen Bier, sind es meist Holländer oder Spanier, die so witzeln, während die Schweizer und die Deutschen die Aufzählerei weniger unterhaltsam finden.

Bei einem solchen Gespräch erinnerte ich, wie man mich zu Zeiten meiner Sozialisation in der sozialistischen Volksrepublik Polen über den Misserfolg des Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe Comecon – einer sowjetischen Entsprechung der EU – aufklärte. Dass all das »so gut« funktionierte, habe daran gelegen, dass jede betreffende Nation ihr höchstes Gut dazu beitrug: die Russen ihre Arbeitslust, die Polen ihr Organisationstalent (oder andersherum, ich kann mich nicht mehr entsinnen), die Tschechen ihren Heldenmut, DDR-Deutsche ihren

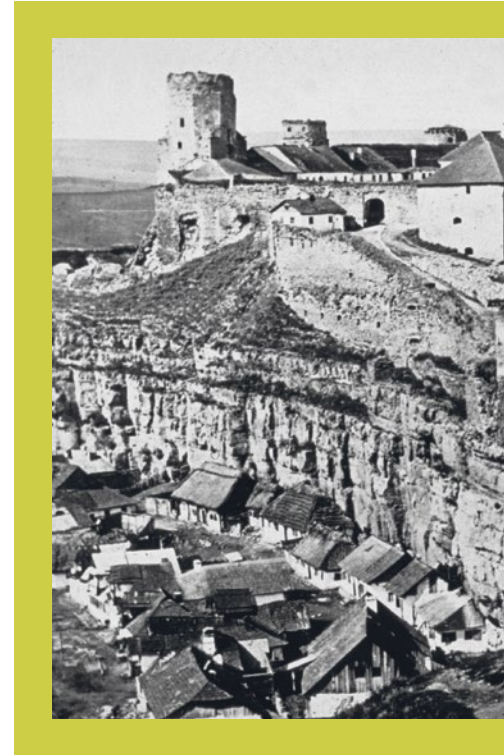
Humor, die Rumänen die Fairness, die Bulgaren ihre Geistesgegenwart und die Ungarn ihre Sprache. Später dann musste ich feststellen, dass jede Nation über eine jeweils andere lacht. Von freundlicher Arroganz aus dem Gefühl, etwas Besseres zu sein, bis hin zu verbissener Gehässigkeit – in diesen Iren-, Polen-, Deutschen-, Russen-, Friesen-, Belgier-, Juden- oder Mexikanerwitzen findet sich die ganze Palette an Emotionen wieder, die die Nachbar- beziehungsweise Einwandererkulturen füreinander empfinden können.

Die US-amerikanische »Culture and Personality«-Schule der Kulturanthropologie hat versucht, aus diesem Stoff objektive Mentalitätsunterschiede zwischen den Ethnien herauszuarbeiten. Eines der bemerkenswerten Ergebnisse, Ruth Benedicts *The Chrysanthemum and the Sword: Patterns of Japanese Culture* von 1946, soll zumindest der Überlieferung nach einer wichtigen politischen Entscheidung zu Grunde gelegt worden sein: der Beibehaltung der japanischen Monarchie unter der US-Militärbesatzung nach dem Weltkriegsende. Dass die Ergebnisse vage blieben und mitunter widersprüchlich wirkten – die Japaner seien »both aggressive and unaggressive, both militaristic and aesthetic, both insolent and polite, rigid and adaptable, submissive and resentful of being pushed around, loyal and treacherous, brave and timid, conservative and hospitable to new ways« – liegt letztlich in der Materie der Sache. Heute enthält sich die Stereotypenforschung solcher Urteile weitestgehend; Letztere beherrschen freilich nach wie vor die Szene der Stammtische, der besagten Hostels oder ... die Gänge wissenschaftlicher Institute.

Der lange Vorspann zeugt nicht nur von meinem Interesse an Stereotypen, sondern vergegenwärtigt, dass Aufzählungen von nationalen Klischees zum langlebigen europäischen Kulturgut gehören. Eine 1494 verfasste Bestandsaufnahme einer Grenzburg im Königreich Polen stellt fest: »Eine polnische Brücke, ein südländischer Soldat, bayrische Pfaffen, magyarisches Ehrlichkeit, ein litauischer Ratschlag, preußische Religion, russische Gottesfurcht, deutsches Fasten, und was in Skala und Kamieniec gebaut – ist alles keinen Heller wert« [»Pons polonialis, miles australis, bavarica monialis, fides hungarica, consultacio lithvanica, Prutenorum religio, Rutenorum devocio, Almanorum ieiunia, Skala et Kamyenyecz edificia – nichil valent omnia«]. Klingen »polnisches technisches Know-how«, »südeuropäische Kriegskunst« oder »ungarische Tugenden« mit Blick auf die heutige EU nicht ungemein aktuell?

Die Auflistung aller, die am desolaten Zustand der Burg Schuld trugen, zeigte damals offenbar Wirkung. Die heute noch immer beeindruckende Festung in Kamieniec Podolski (heute ukr. Kam'janec'-Podil's'kij), knapp 300 Kilometer südöstlich von Lemberg (L'viv) erlebte ab etwa 1506 einen großangelegten Ausbau, als der polnische Peterspfennig, der eigentlich für den Bau des neuen Petersdoms in Rom bestimmt war, zur Errichtung des hiesigen »Bollwerks des Christentums« umgeleitet wurde. So kam es, dass Kamieniec neben La Valetta auf Malta zur größten europäischen Festung zum Schutz gegen das türkische Osmanenreich im 16. Jahrhundert wurde.

Ihre beabsichtigte martialische Wirkung ließ im Jahr 1621 Sultan Osman II. bereits beim bloßen Anblick der Anlage von einer Belagerung Abstand nehmen. Laut einer im Westen Europas verbreiteten, womöglich fiktiven Überlieferung habe man die Burg als Werk himmlischer Mächte bezeichnet, woraufhin der Sultan geantwortet haben soll: »[...] wenn es so ist, so möge Gott selbst sie erstürmen.« 1648 trotzte sie – neben Lemberg als einzige Stadt der Ukraine – dem Kosakenführer und heutigen ukrainischen Nationalhelden Bohdan Chmelnykyj.



Der von heroischen Mythen umrankte Fall der Festung im Jahr 1672 war für das ganze Land ein Schock. Die anschließende Kapitulation von Buczacz machte Polen-Litauen für vier Jahre de facto zum tributpflichtigen Vasallenstaat des Osmanischen Reiches. Diese Erschütterung hatte schließlich die Wahl Johann III. Sobieskis zum König von Polen zur Folge, dem es in der Schlacht am Kahlenberg bei Wien 1683 tatsächlich gelingen sollte, das osmanische Heer zu bezwingen und den man als »Retter des Christentums« feierte.

Die dreiwöchige Belagerung von Kamieniec besang auch der Autor von *Quo Vadis*, der Nobelpreisträger Henryk Sienkiewicz, in seinem 1887–1888 verfassten Roman *Pan Wołodyjowski*.

Der letzte Teil der sogenannten Trilogie hat die Kriege gegen Kosaken, Schweden und Türken 1655–1683 zum Thema. Der Titelheld des Romans, Oberst Michał Wołodyjowski, sprengt sich aus Verzweiflung über die verfrühte Aufgabe der Festung in der Munitionskammer in die Luft. Mag Michał Wołodyjowski eine fiktive Romanfigur sein, die Sprengung, die einen Teil der Burg vernichtete, fand tatsächlich statt und hätte beinahe zur Rücknahme der Kapitulationsbedingungen geführt. Es fehlte nicht viel und die erbosten Türken hätten die Burgbesatzung doch noch niedergemetzelt. In Wirklichkeit war es ein kurländischer Deutscher, ein gewisser Major Heyking, Söldner und Artilleriekommandant der Festung, der sich in die Luft sprengte. Angesichts des polnisch-deutschen Nationalitätenkampfes in den Provinzen Posen und Westpreußen und dem Bismarck'schen Kulturkampf war aber ein deutscher Held in polnischen Diensten im ausgehenden 19. Jahrhundert nicht kommod – schon gar nicht für Henryk Sienkiewicz. Der sollte schon bald mit seinem nächsten Roman *Die Kreuzritter* die finstere Legende des Deutschen Orden etablieren, der ihm ein Exempel des ewigen Ringens der Deutschen und Polen schien. So wurde im Roman aus dem Deutschen Heyking der Schotte Hassling-Ketling of Elgin, der dort zusammen mit Oberst Wołodyjowski den heldenhaften Freitod der Schmach einer Niederlage vorzieht. Und so landen wir, nach einem großen Bogen, wieder bei nationalen Stereotypen.



Der Kunsthistoriker und Weltenbummler **TOMASZ TORBUS** arbeitet am GWZO in der Abteilung »Mensch und Umwelt« im Themenschwerpunkt »Geschichte bauen« und ist Professor am kunstgeschichtlichen Institut der Universität Danzig. Ausführlich hat er sich mit dem Thema in seiner Habilitationsschrift befasst (*Das Königsschloss in Krakau und die Residenzarchitektur unter den Jagiellonen in Polen und Litauen (1499–1548)*, 2014 im Thorbecke-Verlag).

Revolution und Geschlecht – Brest-Litowsk 1917/18 in deutschen Wochenschauen

Die mediale Berichterstattung einer Friedensverhandlung analysiert MICHAEL G. ESCH

Am 9. Dezember 1918 – fast genau 900 Jahre nach dem Frieden von Bautzen, der den Krieg zwischen dem Reich und Polen beendete und letzterem erlaubte, kurzfristig das russische Kiew zu besetzen – geschah in Brest-Litowsk, einer zu diesem Zeitpunkt teilweise durch Flucht entvölkerten und von deutschen Truppen zerstörten Festungsstadt im heutigen Belarus, Unerhörtes: Wie Lew Trotzki später schrieb, mussten »die Delegierten des revolutionärsten Regimes, das die Menschheit je gekannt hat, an einem Tisch sitzen ... mit den diplomatischen Vertretern der allerreaktionärsten Kaste unter allen regierenden Klassen.« Die neue sowjetische Delegation forcierte diesen Paradigmenwechsel auch dadurch, dass am Verhandlungstisch, an dem es um die Modalitäten eines Waffenstillstands und später eines Friedens zwischen dem Deutschen Reich und der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik ging, eine Frau Platz nahm – und nicht irgendeine: Anastassija Alexejewna Bizenko hatte dem terroristischen Flügel der Partei der Sozialrevolutionäre angehört. Sie war 1906 nach einem erfolgreichen Anschlag auf den Generaladjutanten Sacharow zuerst zum Tode verurteilt und dann nach Sibirien deportiert worden. Nach ihrer Befreiung im Februar 1917 schloss sie sich dem prorevolutionären Flügel der Partei an. Es ist daher kaum verwunderlich, dass eine deutsche Wochenschau über die Waffenstillstandsverhandlungen im Spätherbst 1917 eigens auf ihre Anwesenheit hinwies.

Wochenschauen, die es im Deutschen Reich seit 1914 gab und die ab 1917 vom Bild- und Filmamt (BuFa) der Wehrmacht produziert wurden, waren weniger Medien zur Darstellung authentischer Information als zur »Beeindruckung« (Karl Stamm). Sie zeigten also, was die Autoren für beeindruckend hielten: Auch wenn lediglich zu sehen war, wie Bizenko im Hintergrund einen Weg entlang ging, erhielt sie den gleichen Stellenwert wie die ebenfalls einzeln gewürdigten Lew Trotzki und Zeki Pascha, der türkische Verhandlungsführer. Ihre Anwesenheit war aus je unterschiedlichen Gründen (Berühmtheit; Exotik; Geschlecht) berichtenswert; letztlich kam dadurch mit einfachen Namen genannten bürgerlich-proletarischen Akteurinnen ähnliche Bedeutung zu wie den mit militärischen und Adelstiteln aufgeführten Verhandlungsführern der Gegenseite. Auch in einer zweiten Wochenschau über die Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen im Januar/Februar 1918 ist Bizenko kurz zu sehen, wird aber im Gegensatz zu Trotzki nicht mehr ausdrücklich erwähnt. Als wichtiger erschienen den Autoren nun der »russische Fernschreiber, die direkte Verbindung Brest-Litowsk—Petersburg« sowie Verbrüderungen deutscher und russischer Soldaten an der Front.

Laut Stephen Krasner funktionierten die internationalen Beziehungen ungeachtet des »Systemkonflikts« deshalb, weil es ein von ihm als »Regime« bezeichnetes, von allen Beteiligten geteiltes System von Erwartungen, Verfahren, Werten und Verhaltensformen gab: Die diplomatischen Corps aller Seiten bildeten in gewisser Weise ein in sich geschlossenes Milieu



von tendenziell Gleichen. Die Zusammensetzung der sowjetrussischen Delegation mit den jüdischen Berufsrevolutionären Adolf Joffe und Lew Trotzki sowie der Terroristin Bizenko schien anzudeuten, dass die Sowjets den grundsätzlichen Bruch mit diesem Regime, den sie seit dem Großen Oktober proklamierten, auch tatsächlich durchführen wollten: Bizenkos Opfer hatte sich in genau dem Milieu bewegt, dem die anderen Delegationen angehörten. An die Stelle der alten Geheimdiplomatie setzte der Rat der Volkskommissare im Herbst 1917 die Veröffentlichung von Geheimdokumenten der zaristischen Zeit, die (nicht einlösbare) Forderung nach Öffentlichkeit der Verhandlungen und den erwähnten ständigen telegraphischen Kontakt der Delegation mit dem Rat. All dies dokumentierte, dass die sowjetische Delegation gezielt und konsequent das geltende »Regime« durchbrechen wollte – ohne nachhaltigen Erfolg: Trotzki erinnerte sich im Exil, er sei »wie zu einer Folter« nach Brest gefahren und könne »jene Revolutionäre absolut nicht verstehen, die gern Botschafter werden und im neuen Milieu wie ein Fisch im Bassin schwimmen«.

Die Haltung des radikalen Bruchs hielt allerdings nicht sehr lange: Die Taktik des Hinhaltens und Ermüdens durch ausführ-

liche improvisierte Stellungnahmen, die insbesondere Trotzki zelebrierte, scheiterte daran, dass den deutschen Soldaten, Arbeitern und Bauern einfach keine richtige Revolution gelingen wollte. Den Bolschewiki erschien daher die Sicherung von Macht und Territorium sehr bald wichtiger als die Treue zu den Prinzipien und Werten, die mit der Sowjetmacht auf dem Territorium des Zarenreichs eigentlich umgesetzt werden sollten. Ausdruck dessen war auch der Friedensschluss in Brest-Litowsk, an dem das Bündnis der Bolschewiki mit den linken Sozialrevolutionären nun zerbrach: Diese forderten statt Frieden, Gebietsabtretungen und Reorganisation der Armee den Volkskrieg. Im Juni 1918 wurden führende Vertreter und Vertreterinnen des ZK der linken SR inhaftiert, Bizenko schloss sich im November 1918 der Partei der Bolschewiki an.

Folgt man den Erinnerungen und dem weiteren Werdegang des Verhandlungsleiters Lew Trotzki, so war der Bruch mit dem Alten ohnedies nur vorläufig: Trotzki ließ in seiner erstmals 1929 auf Deutsch erschienenen Autobiographie zwar kaum ein gutes Haar an den adligen Diplomaten und Militärs, die er als anmaßend, feige und dumm zeichnete. Auch die Memoiren ihrer Gegenüber, etwa des Grafen von Czernin oder des Staatssekretärs von Kühlmann, verraten Irritation und Geringschätzung namentlich gegenüber Bizenko. Gleichwohl leitete der Friedensschluss eine Entwicklung ein, die zu der von Krasner analysierten Restabilisierung der internationalen Verhältnisse im Kalten Krieg führen sollte. Wie sowohl

Trotzkis spätere Funktion als Oberkommandant einer regulären Roten Armee, als auch sein harter Einsatz gegen die Revolutionäre von Kronstadt im März 1921, der die Macht der Sowjets als eigenständige Institution beendete, oder die von ihm vorangetriebene Militarisierung der Fabrikarbeit zeigen sollten, war er von den Haltungen seiner Gegenüber letztlich weniger weit entfernt als er sich selbst zugestand.

Es lassen sich gewisse Linien vom Frieden von Bautzen zum Frieden von Brest ziehen: Beide begründeten – im ersten Fall für Polen, im zweiten für das Deutsche Reich – die Möglichkeit zur (wenn auch nicht dauerhaften) Expansion nach Osten. Und ebenso wie bei den Ottonen vor der Entstehung eines internationalen »Regimes« Vereinbarungen zwischen Herrschenden in symbolischen Akten hergestellt, bekräftigt und signifiziert wurden, war die Zusammensetzung der sowjetrussischen Delegation in hohem Maße symbolisch aufgeladen. Der Paradigmenbruch, der in der Zusammensetzung der sowjetischen Delegation von 1918 lag, blieb jedoch ein ephemerer Akt, der in der darauffolgenden allmählichen Konsolidierung staatlicher Macht und internationaler Machtkonstellationen unterging.

Der Historiker **MICHAEL G. ESCH**, der sich hier Wochenschauen und Autobiographien genauer anschaut, arbeitet am GWZO in der Abteilung »Verflechtung und Globalisierung« zum Thema Migration sowie Musik und Revolte in den langen Sechzigern.

Die polnische Klio im Exil

Über die Darstellung Polens und seiner Grenzen in einem Londoner Handbuch zur Geschichte Polens wundert sich **MARCIN WOŁOSZYN**

Zu den wichtigsten Folgen des Zweiten Weltkriegs für Ostmitteleuropa gehört die sogenannte Westverschiebung Polens, zu der Christian Lübke in seinem Aufsatz *Kernräume und Peripherien als Faktoren der Gestaltung Polens im Laufe eines Jahrtausends* (2004) einen informativen geographisch-historischen Überblick gegeben hat. Aus deutscher Perspektive betrifft dieser Prozess Gebiete wie Schlesien oder Pommern, aus polnischer Perspektive indes die Verluste im Osten, das heißt die Besetzung der Hälfte des Landes (östlich des Bugs) durch sowjetische Truppen bereits seit dem 17. September 1939 und die daraus folgende Eingliederung dieser Gebiete in die Sowjetunion.

Während des Krieges waren die Kommunisten die einzige politische Kraft in Polen, die diese Preisgabe der Ostgebiete akzeptierte. Ihrer Strategie verdankten sie dann zwar die Macht in Polen nach 1944/45, für ihr Prestige im eigenen Land war dies allerdings »selbstmörderisch« (Włodzimierz Borodziej). In der Legitimierung der kommunistischen Herrschaft spielten die »wiedergewonnenen Gebiete« unter Rückgriff auf das piastische Polen eine Schlüsselrolle. Die »Rückeroberung« der westlichen Regionen Schlesien und Pommern wurde als historisches Verdienst der polnischen Kommunisten präsentiert, um den Verlust der Ostgebiete vergessen zu machen.

Um den polnischen Charakter ihrer Herrschaft zu belegen, finanzierte die Regierung großzügig Untersuchungen zur vermeintlich urslawischen Lausitzer Kultur und ihrer Hauptstadt Biskupin sowie die sogenannten Millenniumsforschungen zur Entstehung des piastischen Polens. Dieses gleich nach dem Krieg begonnene, groß angelegte Forschungsprogramm zu den Anfängen des polnischen Staates war Teil der Vorbereitungen der Feiern zur tausendjährigen Geschichte der Ersterwähnung von Mieszko I. und seiner Taufe, die man dann die ganzen 1960er Jahre hindurch feierlich beging. Diese Forschungen können allerdings auch direkt im Kontext des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen gesehen werden – sie waren ein bedeutendes Mittel gegen Demütigung, Gewalterfahrung und Umsiedlung in die neuen Westgebiete. Der beste Beweis, dass diese Forschungen nicht allein auf kommunistisches Machtkalkül zu reduzieren sind, stellen die Millenniumsfeierlichkeiten dar, die polnische Exilanten in den 1960er Jahren weltweit organisierten.

Die Geschichtsschreibung der Volksrepublik Polen verzichtete auf Studien zu den Gebieten östlich des Bugs, um mit der politischen Realität der polnisch-sowjetischen Freundschaft konform zu gehen. Außerhalb des Landes wurden von polnischen Exilorganisationen in London, Paris oder Washington bei den Millenniumsfeierlichkeiten die harten Fakten

manches Mal ganz einfach ignoriert: So zeigt zum Beispiel eine polnische, in den USA 1966 gedruckte Postkarte Polen in den Grenzen Polen-Litauens im 18. Jahrhundert! Auf lange Sicht gesehen, konnten polnische Organisationen im Exil es sich allerdings nicht leisten, solche Darstellungen zu veröffentlichen. Die darin zum Ausdruck kommende »Ostalgie«, also die Betonung der polnischen Ansprüche auf die östlich des Bug gelegenen Gebiete, stand zwar in wünschenswertem Gegensatz zur Propaganda der Volksrepublik; auf ein polnisches Schlesien oder Pommern andauernd und demonstrativ zu verzichten, hätte für polnische Exilanten und ihren Ruf im Mutterland allerdings fatale Folgen gehabt.

Einen Weg zwischen Skylla und Charybdis suchten in London lebende polnische Exilanten, die zwischen 1956 und 1961 ein monumentales Handbuch zur Polenkunde veröffentlichten. Bei der Frage, wie man die Grenzen Polens sehen sollte, entschlossen sich die Herausgeber von *Polska i jej dorobek dziejowy* (Polen und seine historischen Errungenschaften) zu einer Sowohl-als-auch-Strategie, indem sie die seit 1939 verlorenen Ostgebiete, die sogenannten »oderwane Ziemie Wschodnie«, und die 1945 hinzugekommenen »Ziemie Odzyskane«, die wiedergewonnenen Gebiete im Westen, gleichermaßen als zu Polen gehörig darstellten. Damit umfassten

CZĘŚĆ I

ZIEMIA I CZŁOWIEK

KRAINY RZECZYPOSPOLITEJ POLSKIEJ



NAJWAŻNIEJSZE DANE STATYSTYCZNE

Cyfry podane drukiem zwykłym dotyczą Polski w granicach r. 1945;
cyfry w nawiasach, kursywą — w granicach r. 1939

OBSZAR: 311.700 km² (389.700). LUDNOŚĆ: 27 mln (35). LUDNOŚĆ na km²: 87 (90). GRANICE: 3.566 km (5.548). GRANICA MORSKA: 497 km (140). DŁUGOŚĆ RZEK w km: Wisła 1.092 (1.027), Warta 752 (626), Odra 715 (—), Bug 683 (802), Dniestr — (495), Niemien — (407), Prypeć — (353), Prut — (150), Dźwina — (90). NAJWIĘKSZE JEZIORA w km²: Śniardwy, woj. olsztyńskie, 122, Mamry, woj. olsztyńskie, 104, (Narocz, woj. wileńskie, 80,5, Drywiaty, woj. wileńskie, 44,9). NAJWYŻSZE SZCZYT GÓR w m: Rysy w Tatrach 2.499, Babia Góra w Beskidach Zachodnich 1.725, Śnieżka w Karkonoszach (Sudety) 1.603, Łysica w Górach Świętokrzyskich 611, (Howerla w Czarnohorze, Beskidy Wschodnie, 2.058)

die Kerngebiete Polens sowohl Pommern und Schlesien als auch die Regionen an Bug und Dnister. Eine tiefgreifende Analyse dieses Buches im Kontext der Weltanschauung seiner Autoren wäre also eine überaus spannende, hier nicht zu leistende Aufgabe.

Die Karten des Londoner Handbuches mit einem derart umfangreichen Polen erscheint heutigen Lesern zwar vielleicht merkwürdig, nichtsdestotrotz ist das Londoner Handbuch mehr als nur ein Denkmal einer vergangenen Zeit. Während polnische Studien zu den heute ukrainischen, belarussischen und litauischen Gebieten bis 1989 praktisch eingefroren waren, erleben sie heutzutage eine Blüte. Gleichzeitig bleiben natürlich auch Stettin und Breslau Gegenstand der polnischen Forschungen. Die Karten des Londoner Handbuches zur Geschichte Polens beschreiben also nicht nur die überlebte Weltanschauung polnischer Kriegsexilanten. Vielmehr ist die heutige polnische Geschichtswissenschaft mit ihrem Interesse und ihrem Tätigkeitshorizont unwillkürlich praktisch in die gleichen Grenzen hineingewachsen, allerdings nicht mit der Zielsetzung, diese Grenzen auch politisch wieder einzusetzen, sondern um mit ukrainischen, weißrussischen und litauischen Kollegen an einer »gemeinsamen« Geschichte dieser Region zu schreiben.

Der Archäologie und Historiker **MARCIN WOŁOSZYN**, der am GWZO in der Abteilung »Kultur und Imagination« arbeitet, beschäftigt sich mit der Geschichte der Ostgrenze Polens im Mittelalter. Seine Grabungen auf dem Gebiet der sogenannten Červenischen Burgen (am mittleren Bug, direkt an der Grenze Polens zur Ukraine) verbindet er mit Studien zur spannungsreichen Wissenschaftsgeschichte dieses europäischen Grenzgebietes.

Auf der Suche nach einer nützlichen Vergangenheit: Streitfall Siebenbürgen

Geschichte als kontinuierlicher Konfliktherd zwischen Nationalstaaten beschäftigt DIETMAR MÜLLER

Als im Jahr 1986 die Ungarische Akademie der Wissenschaften eine massive, dreibändige Geschichte Siebenbürgens veröffentlichte, detonierte dieses akademische Ereignis wie eine Bombe in den wissenschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen Ungarn und Rumänien. Mehrere der im Werk ungarischerseits eingenommenen Wertungsperspektiven waren hochumstritten, insbesondere Ort und Umstände der rumänischen Ethnogenese in Spätantike und Frühmittelalter besaßen besondere Sprengkraft und riefen eine mehrere Jahre andauernde, von Bukarest orchestrierte Offensive der rumänischen Historiographie hervor.

Kern der Diskussion war die Frage, wer bezüglich Siebenbürgens die älteren, respektive besseren Rechte vorzubringen in der Lage war: Ungarn oder Rumänien? Nach ungarischer Auffassung war die Ethnogenese der Rumänen ausdrücklich nicht in Siebenbürgen zu verorten



und diesem Prozess erst spät ein dauerhafter und staatsbildender Charakter zuzuschreiben. Demnach habe die »rumänische Urheimat« einen »wandernden« Charakter gehabt, denn nur aufgrund der »Hirtenlebensweise« des rumänischen Volkes seien seine »territorial so weite Verbreitung« und sein »relativ spätes Erscheinen in Siebenbürgen« zu erklären. Diese »transhumante« Lebensweise habe in sprachgeschichtlicher Hinsicht dazu geführt, dass die Entlehnungen aus dem dakorumänischen Wortschatz seitens anderer Völker ganz überwiegend aus Hirtenwörtern der Milchwirtschaft bestünden. Als Zeichen einer weit entwickelten Gesellschaft und Staatlichkeit dominierten im gesamten Karpatenbecken hingegen ungarische Toponyme und Bezeichnungen für Berufe und Herrschaftsbeziehungen, die von den Slawen und Protorumänen übernommen worden waren.

Derart auf Käseproduzenten und auf den entsprechenden Wortschatz reduziert, veröffentlichten führende rumänische Historiker in der *Romanian Review* und anderen populärwissenschaftlichen Formaten zahlreiche Texte unter Überschriften wie »A Conscious Forgery under the Aegis of the Hungarian Academy of Sciences« oder »Deliberate Falsification of History: Method and Style«. Den Höhepunkt dieser propagandistischen Offensive bildete ein gleichlautender ganzseitiger Anzeigenartikel in der Londoner Times vom 7. April 1987. Federführend bei der Kampagne wirkte der auf Siebenbürgen spezialisierte Historiker und Multifunktionär Ștefan Pascu, der zu der Zeit in Cluj-Napoca/Kolozsvár/Klausenburg an sämtlichen Schaltstellen der Historikerkunft saß.

Die Vehemenz der Reaktion erklärt sich durch die Tatsache, dass die ungarische Perspektive zwei tragende Säulen rumänischer Selbstbeschreibung und Positionierung unterminierte:

Die Ursprünge und die Kontinuität der rumänischen Nation. Die Ethnogenese der Rumänen war im Laufe des 19. Jahrhunderts als Mischung aus dem urbalkanischen Volk der Daker und der Römer in der Zeit des Kaisers Trajan (98–117) kanonisiert worden, wobei insbesondere während des Nationalkommunismus unter Nicolae Ceaușescu die Rolle der Daker priorisiert wurde. Im weiteren Verlauf der Nations- und Staatsbildung hätten diese Proto-Rumänen allen Invasionen seit der Völkerwanderung bis zur Ankunft der Ungarn in Mittel- und Südosteuropa durch den Rückzug in die Karpaten widerstanden. Erkennbar steht Siebenbürgen als das alte Dakien und umschlossen durch die Karpaten im Zentrum dieser Legitimationserzählung.

Es mag überraschen, dass die Historiographien zweier sich als sozialistisch verstehender Gesellschaften und Staaten so polemisch und erbittert über Fragen der Ethnogenese und Kontinuität stritten. Derartige Kontroversen wurden eher in »bürgerlich-nationalistischen« Zeiten verortet, beispielsweise in die 1870er Jahre, als der Grazer Sprachwissenschaftler Robert Roesler in seinen *Romänischen Studien* (1871) der rumänischen Kultur jegliches Heimatrecht in Siebenbürgen abgesprochen hatte. Der Streit um Siebenbürgen wurde im späten Staatssozialismus der 1980er Jahre nicht nur auf dem Feld der Historiographie ausgetragen, sondern mutierte zu einem

heißem zwischenstaatlichen Konflikt, weil den politischen Regimen in Budapest wie in Bukarest allein der Nationalismus als Legitimationsressource übrig geblieben war.

Der Historiker **DIETMAR MÜLLER** forscht am GWZO in der Abteilung »Verflechtung und Globalisierung« zu Verrechtlichungsprozessen in den internationalen Beziehungen. Er hat zu Eigentum, Governance und Staatlichkeit im östlichen Europa, zur Wirtschaftsgeschichte des ländlichen Raumes sowie Nationsbildung und Staatsbürgerschaft publiziert.



Sympathie und Blutsverwandtschaft

Der These, »die Ungarn stammten von den Armeniern ab«, geht BÁLINT KOVÁCS am Beispiel einer Abstammungsgeschichte aus dem späten 19. Jahrhundert nach

Im 17. Jahrhundert wanderten Armenier als Fremde nach Siebenbürgen ein. Schon kurze Zeit nach ihrer Ansiedlung lassen sich Merkmale einer Hybridisierung erkennen, wie sie Christian Lübke in seiner Arbeit *Fremde in Europa* bereits für Migrationsbewegungen im Mittelalter festgestellt hat. In seiner Studie spricht der Osteuropahistoriker von einer »Vermischung von Sitten und ideologischen Einstellungen«, die sich auch im Fall der siebenbürgischen Armenier beobachten lässt. Für Überlegungen, die Siebenbürger Armenologen Ende des 19. Jahrhunderts unabhängig voneinander anstellten, kommt dieser Feststellung ebenfalls große Bedeutung zu. In ihren Abstammungsgeschichten suchten sie, wenn auch auf unterschiedliche Weise und mit abweichenden Ergebnissen, die Herkunft der Ungarn von den Armeniern mit Hybriditätsargumenten zu begründen.

Im 19. Jahrhundert war die Abstammungsgeschichte der Ungarn ein heftig diskutiertes Thema in Ungarns Gelehrtenkreisen, man sprach sogar vom »ugrisch-türkischen Krieg«. Die einen stützten sich auf mittelalterliche Chroniken und erklärten den Ursprung als turk/türkisch, die anderen bemühten linguistische Argumente und führten ugrisch/finno-ugrisch als Herkunft ins Feld. Die These, dass »die Ungarn von den Armeniern abstammten«, passt nun allerdings weder zur einen noch zur anderen Theorie.

Hier steht vielmehr eine weitere Möglichkeit im Raum – eine, die historische Tatsachen konstruierte und linguistische Ähnlichkeiten zwischen der ungarischen und der armenischen Sprache zu erkennen glaubte, die von den Theoretikern innerhalb eines spezifischen »emotionalen Rahmens« allzu sehr idealisiert wurden: Dieser »emotionale Rahmen« korrespondierte offenbar mit dem Wunsch der eingewanderten Armenier, als assimilierte »Fremde« von den Ungarn als sympathisch wahrgenommen und anerkannt zu werden, mehr noch, vollwertige Mitglieder einer (idealen) ungarischen Gesellschaft zu sein, die sich den neu Angesiedelten gegenüber nicht nur freundlich, sondern geradezu familiär und brüderlich verhielt.

Kristóf Szongott, der Autor von *A magyarok eredete és őslaka* (1905, Ursprung und Urheimat der Ungarn), war als Gymnasiallehrer in Armenierstadt (ung. Szamosújvár, arm. Hayakalak, heute rum. Gherla) tätig und um die armenische Sache sehr bemüht. Er gründete das Siebenbürgische Armenische Museum, gab seit 1887 die Zeitschrift *Armenia* und eine mehrbändige Monographie zu Armenierstadt heraus. Seine Studie über den Ursprung und die Urheimat der Ungarn schrieb er im Auftrag von Géza Kuun, der als Sekretär der Ungarischen Akademie der Wissenschaften die damalige Gelehrtenschaft repräsentierte. Ihn hatte im Kontext der Debatte der in Movses Khorenatzis Armenischer Geschichte geschilderte Einfall der Hunnen in die Kaukasus-Region besonders gefesselt.

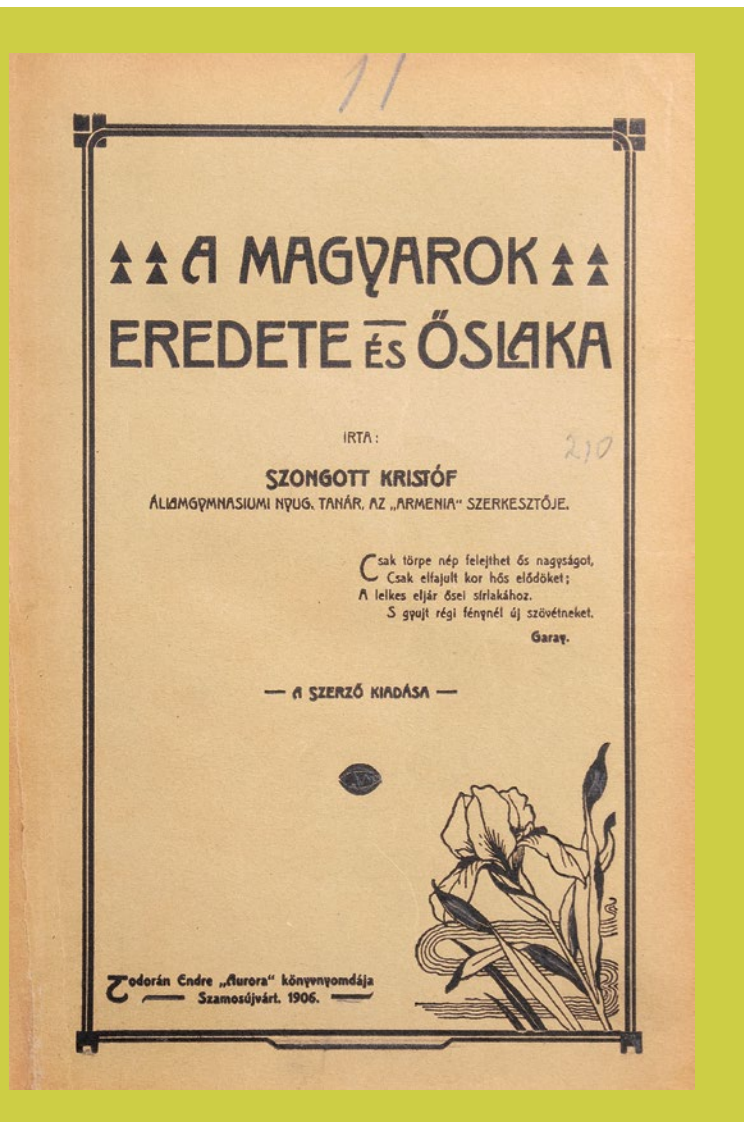
In einer armenischen Armenierstädter Geburtsurkunde aus dem 18. Jahrhundert war Szongott auf den Namen Stephan Lebed gestoßen. Dessen Ähnlichkeit mit der armenischen Bezeich-

nung Levedien für eine der früheren Aufenthaltsregionen der Ungarn im Zuge ihrer Wanderungen im heutigen Schwarzmeer-Raum ließ ihn deren armenische Herkunft konstatieren.

In Levedien lebten, Szongott zufolge, neben Bulgaren, Hunnen, ugrischen Völkern, Kazaren und Armeniern auch die Savartoi Asfaloi (die schon bei Konstantin Porphyrogenetos Erwähnung finden) und eine weitere rätselhafte Bevölkerungsgruppe der asiatischen Sarmaten, die Básiliusok. Diese christlichen Elitesoldaten mit klassischer Bildung seien nach Kaiser Herakleius' (610–645) Tod von dessen Hof geflohen und hätten sich entlang der Wolga angesiedelt, dort, wo man auch die Urväter der Ungarn verortete. Nach Szongott hatten zu dieser Zeit aus Levedien nach Etelköz wandernde Armenier die Básiliusok unterwegs getroffen und ihnen ihre als besonders schön geltenden Frauen in die Ehe gegeben. Die Ungarn seien somit die Nachkommen der schönen Armenierinnen und der klugen, frommen und starken Básiliusok. Die Ungarn sprachen, laut Szongott, ursprünglich Griechisch, Latein und Armenisch und hätten aus allen drei Sprachen die ungarische Sprache neu gebildet, was er mit einem Sprachvergleich zu belegen sucht.

Szongotts, aus der Perspektive des 21. Jahrhunderts an Mythen erinnernde Monographie über die *Blutsverwandtschaft* zwischen Magyaren und Armeniern beleuchtet eindrücklich den wissenschaftlichen Diskurs seiner Zeit (darunter den »ugrisch-türkischen Krieg«) und ist eine wertvolle Quelle der Wissenschaftsgeschichte, nicht zuletzt weil sie im Auftrag ungarischer akademischer Zirkel entstand.

Der Historiker **BÁLINT KOVÁCS** forscht am GWZO im Themenbereich »Armenier in Ostmitteleuropa« und ist Mitherausgeber der GWZO-Reihe *Armenier im östlichen Europa – Armenians in Eastern Europe*. Als assoziierter Professor lehrt er in Budapest an der Katholischen Péter-Pázmány-Universität.



Weinhändler und Goldschätze

Einer Figur im Budapester Stadtraum liest ROBERT BORN einen ironischen Kommentar auf die historisierende Bilderproduktion in der Geschichte der Stadt ab

Der Boráros-Platz im Bezirk Ferencváros ist einer der geschäftigsten Orte in Budapest. Der vormalige Umschlagplatz für Brennholz (ung. Fa Tér) wurde seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zu einem der größten Verkehrsknotenpunkte der ungarischen Hauptstadt ausgebaut. Mit der Umbenennung 1875 sollte an János Boráros (1756–1834) erinnert werden, der in unterschiedlichen Ämtern die Geschicke von Pest im ausgehenden 18. Jahrhundert, einer entscheidenden Phase in der Entwicklung der am östlichen Ufer der Donau liegenden Siedlung, gelenkt hatte. Nach der Eingliederung in den habsburgischen Machtbereich 1686 bildete Pest das Ziel starker Migrationsströme aus Österreich, Bayern und Mähren, wie auch von größeren Gruppen jüdischer und griechischer Händler aus Südosteuropa. Einer griechischen Händlerfamilie entstammte auch János Boráros, der eine erstaunliche Karriere durchlief und im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts als Vizebürgermeister sogar die Geschäfte seiner schnell expandierenden Heimatstadt leitete. In jenen Jahren war er zudem in der *Ver-schönerungs Commission* (ung. Szépítő Bizottmány) aktiv. Unter der Beteiligung führender Architekten wie János Hild (1760–1811) begleitete dieses Gremium Modernisierungsmaßnahmen, wie die Entfestigung oder die Trockenlegung von Sümpfen und die anschließende Errichtung von Wohnvierteln und öffentlichen Gebäuden, entsprechend den damals aktuellen neoklassizistischen Prinzipien.

An den Stadtvater Boráros erinnert eine Tafel an der Außenwand eines der Häuser, die gemeinsam mit den davor liegenden Fahrbahnen den tiefergelegenen Bereich des Platzes einrahmen. In dieser begrünten und von Fußgängerampeln durchzogenen Zone enthüllte man 1983 ein eigenwilliges, von dem mit Staatspreisen ausgezeichneten Bildhauer Imre Varga (*1923) geschaffenes Ensemble. Dieser postierte auf einer unteren Ebene auf einer wiederverwendeten älteren Säulenbasis das bronzene Standbild eines korpulenten Weinhändlers, der sich leicht an einen Scheffel lehnt. Eingerahmt wird die Figur von aus Kalkstein gemeißelten Weinfässern. Die genrehafte Szenerie ist als eine bildhaft-onomastische Allusion konzipiert, lautet die ungarische Bezeichnung für »Weinverkäufer« doch *Boráros*. Die Brücke zum historischen János Boráros schlug Varga geschickt mittels eines motivischen Zitats. Etwas zurückgesetzt und erhöht, thront auf einem korinthischen Kapitell eine im Maßstab stark vergrößerte Replik der sogenannten Stierkopfschale aus dem Schatz von Nagyszentmiklós.

Boráros war als Stadtrichter in Pest eher zufällig in die abenteuerliche Geschichte rund um die Entdeckung dieses Ensembles von Objekten aus der Übergangsperiode zum Frühmittelalter involviert. Im Juli 1799 hatte der Bauer Nera Vuin bei Arbeiten in einem Weinberg am Rande von Nagyszentmiklós, heute Sânnicolaul Mare (Rumänien), 23 Goldgefäße





gefunden. Um der gesetzlich vorgeschriebenen Abgabe eines Drittels vom Wert des Schatzes an den örtlichen Grundbesitzer zu umgehen, versuchte Vuin, die Objekte über zwei griechische Händler zu verkaufen. Als diese in Pest eintrafen, hatte sich die Nachricht von dem Fund bereits herumgesprochen und der Grundbesitzer einen Repräsentanten zur Durchsetzung seiner Ansprüche entsandt. In dieser angespannten Situation übergaben die beiden Händler die Objekte an den Stadtrichter Boráros.

Dieser hätte, entsprechend einer verbreiteten Legende, die auch von dem Bildhauer Varga zitiert wurde, zudem eine wichtige Rolle bei der Überführung des Schatzes nach Wien gespielt. Eine neue Lektüre der Dokumente zeigt allerdings, dass diese Translation von der Ungarischen Kammer veranlasst wurde. Die auf kaiserliche Weisung angekauften Objekte sind prominent im Wiener Kunsthistorischen Museum ausgestellt.

Unabhängig vom Aufbewahrungsort avancierten in den vergangenen beiden Jahrhunderten Teile des Schatzes zu Emblemen der ungarischen Geschichtskultur. Die Grundlage hierfür bildete die von József Hampel (1849–1913) vorgetragene Interpretation als Teil des Schatzes des Königs Attila sowie die Deutungen als herausragende künstlerische Zeugnisse der landnehmenden Ungarn. Vor allem die Stierkopfschale, die von der neueren Forschung mit guten Gründen als eine Darstellung eines Löwen mit Stierhörnern angesprochen wird, erfreute sich einer besonderen Popularität. Dies illustrieren, neben motivischen Zitaten

in Historiengemälden wie Ferenc Paczkas *Tod des Attila* (1884), die in der Zsolnay Manufaktur in Pécs (dt. Fünfkirchen) in größerer Zahl produzierten keramischen Repliken.

Imre Vargas Inszenierung auf dem Boráros-Platz beinhaltet sicherlich auch einen ironischen Kommentar zu dieser national-historisierenden Bildproduktion. So erscheint die metallene Replik weit weniger sorgfältig in der Ausführung der Details als die keramischen Kopien. Zudem präsentierte Varga die Stierkopfschale auf einem mit einer Lyra verzierten korinthischen Kapitell, einer Spolie aus dem historistischen Gebäude des Volkstheaters (ung. Népszínház), das von 1908 bis zu dessen Abriss 1965 als Spielstätte des Nationaltheaters gedient hatte. Im Verbund mit dem augenzwinkernden onomastischen Verweis der Weinhändlerfigur erscheint die Replik der Stierkopfschale heute als ein interessantes Zeitdokument für die Rezeption postmoderner Konzepte und der damit einhergehenden Entheroisierung in der Kunst im letzten Jahrzehnt der kommunistischen Herrschaft in Ungarn.

ROBERT BORN untersucht als Kunsthistoriker im Rahmen des von der DFG geförderten Schwerpunktprogramms »Transottomanica« die Funktion der Tributärstaaten Siebenbürgen, Moldau und Walachei als kulturelle Vermittlungszonen zwischen dem Osmanischen Reich und Polen-Litauen.

Eine späte (Wieder-)Geburt

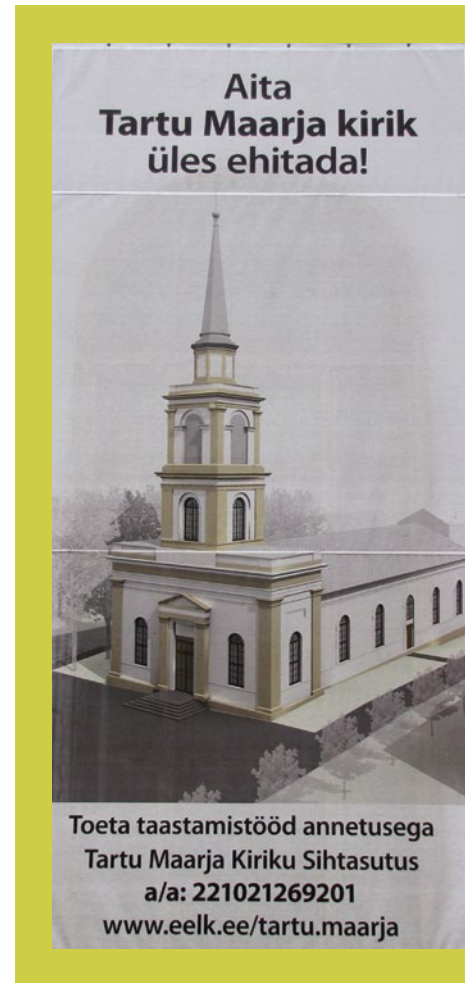
ANDREAS FÜLBERTH begibt sich auf architektonische Spurensuche im estnischen Tartu

Über architektonische Rekonstruktionen, die den durch Krieg, Verfall oder Willkür verursachten Verlust eines bedeutsamen Originalbauwerks ausheilen sollen, wird gern behauptet, besonders gehäuft gebe es sie im östlichen Europa mit seinen vergleichsweise jungen und deshalb stark an baulicher Symbolik interessierten Nationalstaaten. Einem einschlägig spezialisierten Historiker oder Architekturkenner mag diese These spätestens dann glaubhaft erscheinen, wenn er auf ein laufendes Rekonstruktionsprojekt an einem Ort stößt, an dem er gar nicht damit gerechnet hat. Entsprechendes könnte derzeit etwa in der Universitätsstadt Tartu im Südosten Estlands vorkommen.

Das Rekonstruktionsvorhaben, das hier in Angriff genommen wurde, überrascht vor allem deswegen, weil es sich in einem Teil der Stadt vollzieht, in den Kurzeittouristen kaum vordringen, und weil Estland in dem Ruf steht, sich im Umgang mit Rekonstruktionen bislang mehr Zurückhaltung als die meisten anderen Länder Ostmitteleuropas bewahrt zu haben. Auswärtigen Wissenschaftlern kann das Projekt unvermittelt ins Auge fallen, wenn sie zum historischen Zentralarchiv, zum Institut für Literaturforschung oder zu einer der vielen sonstigen Einrichtungen unterwegs sind, die innerhalb Estlands nie in der politischen Hauptstadt Tallinn, sondern schon immer im als geistesgeschichtliche Hauptstadt empfundenen Tartu angesiedelt waren. In früheren Jahrzehnten passierten Besucher der genannten Institutionen hier ein unscheinbares Gebäude mit dunkelrotem Anstrich, das ihnen höchstens in seiner Funktion als Sporthalle auffallen konnte, und ahnten wohl nichts von dem, was sich nunmehr einem Plakat mit der Bitte um Spenden für die Wiederherrichtung einer Kirche entnehmen lässt. Selbst ohne Estnischkenntnisse wird beim Blick auf den an einer der roten Wände prangenden Aufruf nämlich klar: Der zwischen den Schriftzügen abgebildete Kirchturm war einmal Teil des Gebäudes gewesen und bei diesem hatte es sich, bevor 1961 die Studenten einer benachbarten Landwirtschaftsakademie darin Sport zu treiben begannen, tatsächlich um ein Gotteshaus gehandelt.

In Stadtplänen aus dem 19. Jahrhundert tauchte der klassizistische Bau anfangs als »Ehstnische Kirche« auf, später jedoch meist als Marienkirche, denn unter diesem (auf Estnisch »Maarja kirik« lautenden) Namen wurde er im Januar 1842 als erstes eigenes Kirchengebäude einer estnischen Gemeinde im damaligen Dorpat geweiht. Eine Marienkirche hatte die Stadt zuvor schon einmal in ihrem historischen Zentrum besessen, und zwar genau dort, wo im frühen 19. Jahrhundert das Hauptgebäude der 1802 als Nachfolgerin der einstigen schwedischen Universität Dorpat gegründeten kaiserlich-russischen Universität entstand. Im Gegensatz zu jener zuletzt baufälligen und deshalb vollständig abgerissenen älteren Marienkirche überdauerte die jüngere also – nachdem sie Mitte 1941, fast auf den Tag genau 99 Jahre und sechs Monate nach ihrer Weihe, in Flammen aufgegangen sowie 1956 ihr Turm gestutzt worden war – zweckentfremdet als eine Art Torso.

Mutet schon das knappe Nichtzustandekommen eines 100-jährigen Kirchenjubiläums prägnant an, so verbindet sich speziell mit der Zeitspanne 1842–1941 noch eine zweite Zahlen-



Besonderheit: Über ziemlich genau die Hälfte jenes Zeitraumes hinweg hieß die Stadt zunächst weiterhin – wie in den Jahrhunderten davor – offiziell Dorpat, ehe 1893 im Zuge der Russifizierungspolitik im damaligen Zarenreich das aus dem 11. Jahrhundert überlieferte »Jurjew« für ein Vierteljahrhundert zum offiziellen Stadtnamen wurde. Während des letzten Viertels der Zeit zwischen Vollendung und Niedergang der Kirche trug die Stadt schließlich ihren seither amtlichen estnischen Namen Tartu.

Verwüstet wurde der schlichte Sakralbau ebenso wie unzählige weitere Gebäude am 12. Juli 1941 von der Roten Armee auf ihrem Rückzug vor der Wehrmacht. Der letzte Gemeindepfarrer Aksel Vooremaa erlebte dieses Inferno nicht mehr: Er war vier Tage zuvor Opfer einer Massenerschießung im örtlichen Gefängnis geworden, womit sein Schicksal auf makabre Weise dem seines 1919 in einer Moskauer Haftanstalt zu Tode gekommenen Vorgängers Paul Gerhard Willigerode ähnelt.

Als prominentester Pfarrer in der Gemeindegeschichte gilt dessen Vater Adalbert Hugo Willigerode, der sich 1869 um die Ausrichtung des ersten gesamt-estnischen Sängerfestes verdient machte. Zu seiner Zeit war die Marienkirche ein Schauplatz des estnischen nationalen Erwachens – sodass sich fragen ließe, warum ihr Wiederaufbau nach der politischen Wende von 1991 nicht rascher aktuell wurde. Als symbolträchtiger Termin für ihre neuerliche Fertigstellung drängt sich nun jedenfalls der 150. Jahrestag des Sängerfestes von 1869 auf. Offen bleibt, ob ihr Wiedererstehen weniger oder vielleicht sogar mehr Aufmerksamkeit gefunden hätte, wenn es bereits in den 1990er Jahren parallel zu Estlands damals wichtigstem Restaurierungsprojekt – der Wiederherstellung der backsteinernen Johanniskirche in Tartus Altstadt – realisierbar gewesen wäre.

Der Historiker **ANDREAS FÜLBERTH** gehörte von 2014 bis 2016 der GWZO-Projektgruppe »Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationsbildung (19.–21. Jahrhundert)« an. Seine Publikationen sind großenteils dem nordöstlichen Europa gewidmet – so etwa die 2014 bei Böhlau erschienene Gesamtdarstellung *Riga. Kleine Geschichte der Stadt*. Aktuell arbeitet er an der Herausgabe des auf einer Tagung am GWZO basierenden Sammelbandes *Denkmalschutz – Architekturforschung – Baukultur. Entwicklungen und Erscheinungsformen in den baltischen Ländern vom späten 19. Jahrhundert bis heute*.



Imagination der Geschichte: drei Herren in der Oberpfalz

In neuem Licht sieht MARKUS HÖRSCH die Stifterfiguren der ehemaligen Benediktinerabteikirche von Kastl

Schon seit langem halten mittelalterliche Verbildlichungen von Stifterinnen und Stiftern, die ja beileibe keine direkten Abbildungen sind, Geschichte und Kunstgeschichte in Atem, lassen sie sich doch nur selten vollständig entschlüsseln und erklären. Weltberühmtes Beispiel – die Skulpturen im Westchor des Naumburger Domes. Über deren Zusammensetzung, präzise Datierung und Bedeutung wurden Bücher geschrieben, ohne dass alle Fragen eindeutig und allseits akzeptiert geklärt wären. Weniger bekannt sind dagegen die etwas jüngeren Stifterdarstellungen in der Stiftskirche zu Nordhausen; und so gut wie gar nicht wissenschaftlich untersucht, wurden bislang die drei Stifterfiguren in der ehemaligen Benediktinerabteikirche von Kastl in der Oberpfalz. Dabei sind sie ein Präzedenzfall für die Vielschichtigkeit historischer Überlieferung, ihre Ausdeutung in den Zeitläufen ist aufschlussreich für die Aussagekraft kunsthistorischer Paradigmen. Was Kastl betrifft, widmeten sich fast ausschließlich Historiker dem Bauwerk und seiner Geschichte, eine tiefgehende Auseinandersetzung von kunsthistorischer Seite blieb hingegen aus.

An der Westwand des Langhauses, angelehnt an den westlichsten Bogen der südlichen Arkadenreihe, finden sich drei unterlebensgroße, aus Stein gemeißelte und farbig gefasste Gestalten auf schräg abfallenden, unregelmäßig polygonal gebildeten Plinthen, die über einem der Wand vorgelegten, ungegliederten Steinsockel versetzt sind. Direkt unterhalb der Plinthen sind ihnen drei polygonale (bei Ergänzung zu vollständigen geometrischen Formen achteckig zu denkende) Konsolen zugeordnet, deren Vorderseite schräg gestellte schlichte Wappenschilde tragen. Die aus mittelalterlicher Sicht unwürdige Platzierung am hintersten Ende der Kirche sowie die erkennbare Unvollständigkeit – der rechte Stifter steht vor einem Pfeiler quadratischen Grundrisses, die beiden anderen sind vor glatter Wand angeordnet – lassen auf eine nachträgliche Konfiguration schließen.

Die langen Bärte legen ein fortgeschrittenes Alter der drei Dargestellten nahe. Zwei von ihnen sind in der für das mittlere 14. Jahrhundert typischen Mode gekleidet: Der linke trägt Beinlinge und darüber den engen, bis zur Taille reichenden Lendner. Sein über der rechten Schulter geknüpfter Mantel ist schwungvoll über die andere Schulter geworfen. Mit der Linken umfasst der Mann den Griff seines Messers, das nebst einer Börse – aus der auch Almosen verteilt werden konnten und die somit neben adeliger Wehrhaftigkeit die standesgemäße Großzügigkeit betont – am reich verzierten Gürtel befestigt ist. In der rechten Figur lässt sich hingegen ein Jäger erkennen. Sein halblanger, ebenfalls über der rechten Schulter geknüpfter Mantel verdeckt den Lendner. Auf der linken Hand trägt er einen Jagdfalken, den er mit der rechten beruhigend streichelt – das Kennzeichen des mit Jagdrechten ausgestatteten und der noblen Falkenjagd fähigen hohen Adels. Gekleidet in Mönchskutte und Abtsbirett ist der mittlere Herr als Geistlicher und zugleich als Stifter dargestellt, denn er trägt als einziger das Modell einer Kirche auf kreuzförmigem Grundriss. Offenbar wollte man ihm eine besonders bedeutende Rolle an der Stiftung zuschreiben.



Die Anbringung der drei Wappen unter den Figuren verfolgte gewiss einen Zweck, zumindest aus der Sicht des 18. Jahrhunderts, als die Figuren höchstwahrscheinlich ihren heutigen Platz erhielten. Die Schilde tragen je sechs silberne Lilien in drei Reihen (3:2:1), wobei der linke (heraldisch rechte) gelb, der mittlere blau, der dritte rot tingiert ist. Zwei dieser Wappen finden sich auch eingereiht in dem in seiner Urform auf das 14. Jahrhundert zurückgehenden Wappenfries im Mittelschiff des Langhauses der Kastler Klosterkirche, und zwar auf der ranghöheren Evangelienseite in dritter und vierter Position, nachgeordnet den Wappen von »Bayrn« und der »Pfaltz«: Zuerst der blaue Schild, beschriftet mit »Castl«, dann der rote, »Sultzbach«. Der Gelbe fehlt. Damit sind diese beiden Schilde zwei – offenbar eng verwandten – Familien zuzuordnen, nämlich den Grafen Kastl-Habsberg und denen von Sulzbach.

Immerhin, bekannt ist, für wen man die Figuren im mittleren 15. Jahrhundert hielt, denn es hat sich ein gemaltes Diptychon in Kastl erhalten, das man in diese Zeit datiert: Es zeigt eine andere Anordnung, aber zweifelsohne Wiedergaben der skulptierten Stifter: Der geistliche Stifter ist mit einem großen Modell der bis heute bestehenden Kirche auf dem linken Flügel dargestellt und als »graff fridrich vo(n) kastll« bezeichnet. Auf dem rechten Flügel stehen links der attributlose Stifter (»graf ott vo(n) / hasporg«) und rechts der Falkner, der seinen Vogel allerdings auf der Rechten trägt (»graf per / ng(ar) vo(n) sulc / pach«). Es ist davon auszugehen, dass man hier der Tradition sorgsam folgte, auch wenn die möglicherweise einst bei den steinernen Figuren angebrachten Inschriften verloren gingen.

Der Chronist Johannes Braun berichtete 1648 in der für seine Zeit typischen Mischung aus Interesse für historische Überreste und Lakonik: »Erstlich sind im Kloster oben in dem großen Chor der Kirchen zu sehen die Fundatoren des Klosters Castl, nämlich der uralten Grafen von Sulzbach Reliquien und Gebein, in einem steinernen Sarg, auf hohen Säulen, dabei dieselben auch in Stein ausgehauen sein, aber gar dolzisch.« Man muss sich also ein Stiftergrab im Mönchschor vorstellen, das von säulenartigen Pfeilern getragen wurde. Wie die Skulpturen dort angebracht waren, bleibt unklar. Höchstwahrscheinlich standen sie somit in der Art von Pleurants an tragenden Stützen, wie es bei dem Falkner überliefert zu sein scheint. Die schräg angebrachten Wappen sollten sicher eher von unten gesehen werden. Gehörten Figuren und Wappen so zusammen, wie sie jetzt eingebaut sind, so müsste man sich die Anbringung der letzteren sogar ein wenig höher vorstellen. Dies ist jedoch unwahrscheinlich, eher dürften sich die Wappen über den Figuren befunden und den Sarkophag getragen haben.

Am wahrscheinlichsten ist, dass das Grabmal zwar weitgehend frei stand, sich aber zwischen Chorgestühl und Hochaltar an oder unter die nördlichen Arkaden des Mittelschiffs gerückt befand, wo ihm die immerwährende fürbittende Aufmerksamkeit des Konvents gewiss war. Gleichzeitig war es somit nicht notwendig, Vorder- und Rückseite gleich aufwändig auszugestalten, von einem Verlust weiterer Figuren ist folglich nicht unbedingt auszugehen.

Dass die Figuren aus dem mittleren 14. Jahrhundert stammen müssen, belegen Kleidung und Stil. Für den linken Stifter fand sich ein Vorbild in dem von Karl IV. in Auftrag gegebenen und vermutlich von seinem Straßburger Hofmaler Nikolaus Wurmser ausgeführten Stammbaum des Hauses Luxemburg im Palast der Burg Karlstein. Auch wenn dieser Zyklus nur in



Kopien von 1574/75 erhalten ist – die Ähnlichkeit mit dem luxemburgischen »Vorfahren« Chus (»CHVS GENVIT NEMBROTH«) ist frappierend und lässt vermuten, dass dem Bildhauer eine entsprechende Zeichnung vorlag.

Da der Zyklus auf Karlstein um 1356 entstand, ist es naheliegend, dass in Kastl in nicht allzu großem zeitlichen Abstand ein oder mehrere Künstler beauftragt wurden, die mit Karls Hof in Verbindung standen. Dies scheint zunächst erstaunlich, da Kastl zu den Lieblingsorten von Karls 1347 verstorbenem Vorgänger Ludwig IV. aus dem Hause Wittelsbach gehörte – so wurden dessen Feldherr Schweppermann wie auch sein in zartem Kindesalter verstorbenes Töchterlein hier beigesetzt. Bekanntlich übernahm aber Karl IV. große Anstrengungen, möglichst viel von der später sogenannten Oberpfalz zu erwerben und zu einem Böhmen inkorporierten Land zu formen. Spätestens 1373, als der Kaiser sein »neuböhmisches« Territorium mit den Wittelsbachern gegen die Mark Brandenburg tauschte, dürfte die Verbindung zu Karl in Kastl wieder beendet gewesen sein.

Die Klärung der historischen Identität der dargestellten wie der auftraggebenden Personen, ihre Bedeutung in der Klostergeschichte des 14. Jahrhunderts, das Verhältnis der Stifterfiguren zu der zwischen 1339 und 1343 in ihrer einzig überlieferten Handschrift niedergeschriebenen Kastler Reimchronik – Herausforderungen, die die Kunsthistoriker in Atem und ihre Disziplin so spannend halten.

Der Kunsthistoriker **MARKUS HÖRSCH** ist langjähriger wissenschaftlicher Mitarbeiter am GWZO, wo er die Architektur und Memorialkultur Mitteleuropas in Mittelalter und Früher Neuzeit erforscht. Als Mitherausgeber und Hauptredakteur verantwortet er die GWZO-Reihe *Studia Jagellonica Lipsiensia*, deren 19. Band *Vom Weichen über den Schönen Stil zur Ars Nova*, herausgegeben von Jiří Fajt und Markus Hörsch, gerade erschienen ist.

Die Dame ist aus dem Spiel

Wie eine Spielkarte nicht ohne Hintergedanken für die Darstellung einer heiligen Cimburgis Verwendung fand, erläutert Kunsthistoriker WILFRIED FRANZEN

Als »Teufelszeug« geißelte der berühmte Wanderprediger Johannes Capistrano (1386–1456) die Spielutensilien seiner Mitmenschen und forderte seine Zuhörer regelmäßig auf, ihm ihre Bretter, Würfel und Karten auszuhändigen, um sie öffentlichkeitswirksam auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. So sammelte er im Jahr 1454 in Augsburg eine ganze Wagenladung voller Spielkarten ein. Die Spieleleidenschaft der gesellschaftlichen Eliten war derartigen moralischen Verurteilungen freilich kaum unterworfen und auch von den wiederholt ausgesprochenen Spielverboten nicht betroffen. Das Kartenspielen, das seit Ende des 14. Jahrhunderts in Europa Verbreitung fand, war rasch zu einem festen Bestandteil der Hofkultur geworden. Die frühen, noch erhaltenen Kartensets sind dementsprechend kunstvoll ausgeführte Unikate, die höfische Themen wie die Jagd thematisieren und zugleich ein Abbild

der höfischen Gesellschaft *en miniature* gaben – mit König, Dame, Ober und Unter. Auch das älteste in Kupfer gestochene und gedruckte Kartenspiel, das um 1440/45 vermutlich in Straßburg gefertigt wurde, erfuhr besonders in adeligen Kreisen eine hohe Wertschätzung, wie sich aus dem Gebrauch der Karten als Vorlagen für Bildmotive erschließen lässt. Die ersten Nachzeichnungen finden sich ausschließlich in Gebet- und Andachtbüchern hochgestellter Persönlichkeiten; in der Regel sind es dort Blumenranken und Wilde Leute, die für die Gestaltung der Bordüren genutzt wurden.

Auch am Hof des Erzherzogs Albrecht VI. von Habsburg (1418–1463), des Bruders Kaiser Friedrichs III. (1415–1493), befand sich offenbar ein Set jener oberrheinischen Spielkarten, da einige Kartenmotive den Illustrationen seines Gebetbuches zugrunde liegen. Albrecht hatte jenes Buch während seines Aufenthaltes in Wien 1456–1458 bei einer der führenden Wiener Buchmalerwerkstätten in Auftrag gegeben, dem Atelier des sogenannten Lehrbüchermeisters. Dort wurde jedoch nur die Titelseite mit dem betenden Erzherzog ausgeführt. Die übrigen Seiten entstanden erst, nachdem Albrecht seinem Bruder die Herrschaft über Oberösterreich abgerungen und seine Residenz in Linz bezogen hatte. Das Gebetbuch weist unter anderem 20 Doppelseiten auf, die auf der linken Seite jeweils eine ganzseitige Miniatur mit Heiligenbild und auf der rechten das zugehörige Gebet (bestehend aus Antiphon, Versikel und Kollekte) präsentieren. Die Auswahl der Apostel und Märtyrer entspricht dabei einem durchaus gängigen Programm, mit Ausnahme einiger spezifisch habsburgischer Heiliger.



Unter diesen wiederum sticht eine äußerst selten verbildlichte weibliche Märtyrerin heraus, die nicht nur den Abschluss des Heiligenreigens bildet, sondern auch als einzige sitzend dargestellt wird. Durch den Gebetstext der gegenüberliegenden Seite können wir sie als *beate zymburge virginis* identifizieren.

Die Aufnahme der Cimburgis in den Heiligenkanon ist fraglos als Referenz an die Mutter Albrechts, Cymbarka mazowiecka (Cimburgis von Masowien; 1393/95–1429), zu verstehen. Die Tochter des masowischen Herzogs Siemowit IV. (um 1352–1426) und Nichte des polnischen Königs Władysław II. Jagiełło (um 1352/62–1434) war 1412 mit Erzherzog Ernst dem Eisernen von Österreich (1377–1424) vermählt worden. Ihr ungewöhnlicher Name bezieht sich auf eine angelsächsische Heilige des 7. Jahrhunderts. Gleich zwei Namenspatroninnen stehen hier zur Auswahl: Cyniburg (Kineburga) von Mercia, Äbtissin von Peterborough, oder Cyniburg von Gloucester. Die Wiederbelebung des Kultes letzterer erfolgte just Ende des 14. Jahrhunderts (ihre Reliquien wurden 1390 transloziert), wenige Jahre vor der Geburt Cymbarkas. Außerhalb Englands ist die Verehrung beider Heiligen nicht nachweisbar. Der Name könnte gleichwohl durch die in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zahlreichen englischen Preußenfahrer nach Masowien gebracht worden sein.

Was macht aber nun der Buchmaler, wenn keine ikonographische Tradition vorhanden ist? Die Darstellung der heiligen Cimburgis als vornehme Königstochter mit einer brennenden Lampe als Attribut ist eher unspezifisch. Als Vorlage für dieses Heiligenbild hatte bereits 1908 der Direktor des Dresdner Kupferstich-Kabinetts, Max Lehrs, die sogenannte »Blumendame B« des erwähnten oberrheinischen Kartenspiels erkannt. Nicht nur die Sitzhaltung der Heiligen, auch die Bank samt Kissen, einige Gewandfalten, die Haltung des linken Armes und auch die Brosche mit angeheftetem Schleier entstammen unmittelbar der Karte. Doch warum greift der Buchmaler überhaupt auf das Kartenspiel zurück, wenn ihm sicherlich auch andere Modelle für Heiligendarstellungen zur Verfügung standen? Blättern wir an den Anfang des Gebetbuches zurück, so deutet sich ein profaner, machtpolitischer Hintergrund an: Denn auch für das Bildnis Albrechts VI. auf der noch in Wien entstandenen Titelseite wurden zwei Spielkarten desselben Kartenspiels als Blaupause verwendet: der Wilde-Leute-König und der Blumenkönig. Dem zeitgenössischen Betrachter dürfte der mit diesem bildlichen Zitat verbundene Subtext – die Selbstinszenierung als König – nicht entgangen sein, denn der ambitionierte Erzherzog verfolgte durchaus das Ziel, seinen Bruder als römisch-deutschen König abzulösen. Und so ist auch die Vorlage ausgerechnet für die Namenspatronin seiner Mutter gewiss nicht ohne Hintergedanken ausgesucht worden.

Der Kunsthistoriker **WILFRIED FRANZEN**, der in der Mittelalterlichen Handschriften-sammlung der Österreichischen Nationalbibliothek unter Cod. 1846 auf das Gebetbuch gestoßen ist, verantwortet als Mitarbeiter der Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung« die Redaktion des mehrbändigen *Handbuchs zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa*.



Albrecht Dürer und das Rätsel des goldenen Ritters

AGNIESZKA GAŚIOR wagt einen kritischen Blick auf die etablierte Interpretation von Dürers *Allerheiligenbild*



Es ist eines der Hauptwerke des Nürnberger Ausnahmekünstlers und gehört, mehr als 500 Jahre nach seiner Fertigstellung, zu den Aushängeschildern des Kunsthistorischen Museums in Wien: Albrecht Dürers *Allerheiligenbild*. Die Heilige Dreifaltigkeit im Zentrum, adoriert von Engeln, Heiligen und Propheten, die sie in drei Rängen umkreisen, darunter Vertreter aller irdischen Stände, links Geistliche und rechterhand Laien, die am Geschehen teilnehmen. Unter ihnen ein gold geharnischter Ritter inmitten der Menschenmenge, dessen stolzes Gesicht – anders als die der vor ihm knienden typisierten bärtigen Könige und Kaiser – individuelle Züge zu tragen scheint. Seit Albert Gümbel 1925 darin Wilhelm Haller, den Schwiegersohn des Bildstifters Matthäus Landauer erkannte, adaptiert die Fachwelt diese Einschätzung, ohne sie in Zweifel zu ziehen. Zu Recht?

Die Tafel zierte einst die Kapelle des Zwölfbrüderhauses, einer karitativen Stiftung, die der Nürnberger Montanunternehmer Matthäus Landauer zur Sicherung des Lebensabends von zwölf unverschuldet verarmten Handwerkern 1501 in seiner Stadt errichten ließ. Für die bildliche Ausstattung der 1506 bis 1507 erbauten Kapelle zeichnete Albrecht Dürer verantwortlich, der neben den Glasfenstern auch das Altarretabel entwarf. Schon die erste Entwurfszeichnung von 1508 hält alle wesentlichen Merkmale der erst 1511 realisierten Tafel fest: Stilistisch inspiriert von italienischen Werken konzipierte Dürer sie nicht als ein Flügelretabel, sondern als eine einzelne Tafel, eingefasst in einen kunstvoll geschnitzten Rahmen – im Deutschen Reich ein absolutes Novum.

Mittlerweile sind Rahmen und Gemälde getrennt. Während ersterer im Germanischen Nationalmuseum in Dürers Heimatstadt verblieb, wusste Kaiser Rudolf II., ein großer Verehrer des Künstlers, der Stadt Nürnberg das



Gemälde 1585 für seine Prager Sammlung abzuschwatzen. Ganz einfach machten es ihm die Stadträte jedoch nicht, sie versuchten vielmehr zunächst, dem kaiserlichen Begehren Einhalt zu gebieten, indem sie auf »allerley alte Contrefait der alten, furnemen geschlecht«, die auf der Tafel abgebildet seien, verwiesen. Vor dem Verkauf des Gemäldes sei erst noch das Einverständnis der Nachfahren der Porträtierten einzuholen. Doch erkannte man schnell, dass sich solch störrisches Verhalten nachteilig für die Stadt auswirken könnte und vermachte

dem Kaiser schließlich das Bild, der im Gegenzug eine Ersatzkopie anfertigen ließ und die Landauer'sche Stiftung mit einer Schenkung von 700 Gulden bedachte.

Jahrhunderte später sah sich der Nürnberger Archivar Albert Gümbel die Korrespondenz mit Rudolf II. genauer an und stieß auf den oben zitierten Satz. Es erschien ihm dabei ein Leichtes, die »allerley alte Contrefait« auf dem Bild zu identifizieren und mit konkreten Mitgliedern der Landauer'schen Familie sowie ihren Verwandten in Bezug zu setzen. In seinem 1925 veröffentlichten Artikel benennt er namentlich die ganze Sippschaft zu Füßen der Heiligen Dreifaltigkeit. Diese eher an den Haaren herbeigezogene Interpretation ignorierte die Kunstwissenschaft stillschweigend bis auf eine Ausnahme – sie folgte Gümbel in der Identifizierung des goldenen Ritters als Wilhelm Haller. Denn der Archivar bekräftigte seine Vermutung durch ein weiteres »unanfechtbares Zeugnis«: Pankratius Schwenter (1481–1555), ein Freund Peter Fischers d. J., vermerkte in einer Nürnberger Stadtchronik, auf dem von Dürer angefertigten Altar seien »der genannt styffter vnd sein ayden Wilhalm Haller, ein vber kunstlicher Organist gewest, Abconterfeyet« worden.

Der Stifter Matthäus Landauer ist tatsächlich links im Bild gut identifizierbar: Demütig und barhäuptig tritt er vor den Herrn – in einer Pelz verbrämten Schaubeknien, im Profil dargestellt, wird er von einem Kardinal mit einer einladenden Geste in den Kreis der geistlichen Würdenträger aufgenommen. An seiner Identifizierung besteht kein Zweifel, denn Dürer fertigte 1511 eine später im Altarbild exakt umgesetzte Porträtskizze Landauers, die er mit »landawer styfter« beschriftete. Doch worauf baut die Annahme, es handele sich bei dem im Gegensatz zum Bildstifter sehr pompös und selbstsicher agierenden Ritter um Wilhelm Haller?

Haller stammte aus einer Nürnberger Patrizierfamilie und stand als Hauptmann im Dienst Kaiser Maximilians I. Doch durfte sich ein eben erst geadelter Bürgerlicher in der damaligen, auf standesadäquates Auftreten so bedachten Stadt kaum in einer Art und Weise darstellen, wie es Kaiser Maximilian I. und die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach in den Glasfenstern der nur wenige hundert Meter von der Landauer'schen Kapelle entfernten St. Sebaldkirche taten? Auch die Kette des Schwanenritterordens, die der Goldgeharnischte um den Hals trägt, wirft Fragen auf. Dem elitären Hohenzollernorden gehörte Haller nämlich mitnichten an. Zudem entspricht die Positionierung im Bild unweit der Könige und des Kaisers dem gesellschaftlichen Rang eines Markgrafen. Ist hier also nicht etwa Markgraf Kasimir dargestellt, der im Bild den Reichsfürstenstand repräsentiert? Weitere Porträts jenes aufstrebenden Fürsten, insbesondere ein vom engsten Mitarbeiter Dürers Hans von Kulmbach angefertigtes, das ebenfalls aus dem Jahre 1511 stammt, zeigen die physiognomische Ähnlichkeit und scheinen Klarheit zu schaffen – wäre da nicht das winzig kleine Wappen der Haller am Kleinod des abgebildeten Ordens ... Wer ist also der goldene Ritter?

Es sind Rätsel wie diese, dank derer die Kunstgeschichte so reizvoll und lebendig bleibt und die zugleich anspruchsvolle Herausforderungen für zukünftige Forschungen bilden.

AGNIESZKA GAŚSIOR arbeitet am GWZO in der Abteilung »Kultur und Repräsentation« und forscht zur künstlerischen Repräsentation in Ostmittel- und Nordosteuropa im Zeitalter der Nordischen Kriege (1554–1721). Sie konzipierte die diesjährige Ringvorlesung des GWZO, die dem Phänomen Kunstraub in einer *longue durée*-Perspektive nachging. Aktuell bereitet sie die Herausgabe von Bd. 5 (1570–1670) des *Handbuchs zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa* für 2020 vor und wirkt am internationalen Ausstellungsprojekt »Bellum et artes« zur Kunst im Dreißigjährigen Krieg mit.



Eine Goldmedaille für die Wissenschaft

EWA TOMICKA-KRUMREY zeichnet nach, wie die einst für Polen geplante Wissenschaftsgesellschaft Societas Jablonoviana ihren Weg nach Leipzig fand

April 2014: Auf der 71. Auktion der Westfälischen Auktionsgesellschaft für Münzen und Medaillen steht eine Goldmedaille, die *Premium Physicae*, zur Versteigerung. Datiert auf etwa 1777 und mit einem Durchmesser von 53 Millimetern beträgt ihr Nominalwert 24 Dukaten. Die Suche nach ihrem Ursprung verläuft von Warschau über Danzig bis nach Leipzig.

»Die Prämien-Medaille ward im J. 1766 zum ersten Mal ausgeprägt, und den Herren Schlözer aus Göttingen, Hube und Auer für ihre eingesandten Preisschriften von der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig zuerkannt«, heißt es über eine derartige Medaille im *Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen*, ... von Friedrich C. G. Hirsching (Leipzig 1797). Stifter der Auszeichnung ist Aleksander Józef Jabłonowski (1711–1777), ein polnischer Magnat und bedeutender Förderer der Wissenschaften seiner Zeit.

Die erste Nummer der *Wiadomości Literackie* (Literarische Nachrichten) von 1761 aus Wilno gibt einen weiteren Hinweis auf die von Jabłonowski gestiftete Medaille.

Die Spur führt nach Warschau, wo Jabłonowski bereits 1760 seine Pläne zur Gründung einer wissenschaftlichen Akademie offenlegte. Seine Idee: Die jährliche Ausschreibung von vier Fragen zur Geometrie, Mechanik und Hydraulik, zur neuen Physik sowie zur Geschichte Polens, mit Medaillen im Wert von 10, 20, 30 und 40 Czerwone Złoty für die besten Arbeiten. Für die Finanzierung der Preise legte Jabłonowski in Danzig 2653 Golddukaten an. Das Projekt sollte unter das Patronat des Großkanzlers von Polen gestellt und mithilfe der in Warschau ansässigen Orden der Jesuiten, Piaristen und Theatiner realisiert werden – soweit die *Literarischen Nachrichten*. Das anvisierte, ambitionierte Vorhaben bildete den Anfang aller weiteren Bemühungen Jabłonskis, eine Wissenschaftsgesellschaft nach westeuropäischem Vorbild zu gründen. Doch sein Plan stieß zunächst auf wenig Zustimmung: Die Resonanz auf das erste Preisausschreiben war so gering, dass es nicht zur Preisverleihung kam.

Gescheitert in Warschau, orientierte sich Jabłonowski gen Danzig. Die dort seit 1743 wirkende Naturforschende Gesellschaft schien ihm für sein aufklärerisches Projekt besser geeignet zu sein. Der Begründer der Danziger Gesellschaft, Daniel Gralath, bemühte sich bereits seit den 1750er Jahren um den Aufbau einer wissenschaftlichen Akademie. Das ausgearbeitete Vorhaben Jabłonskis und sein Kapital kamen in diesem Zusammenhang gerade recht. So wurden 1765 erneut Fragen ausgeschrieben. Die erwählten Preisträger wurden 1766 mit Medaillen geehrt, die noch in der Warschauer Zeit entworfen worden waren und nun vom Danziger Medailleur F.W. Dubut geprägt wurden. Nur den Stifter hatte man bei all dem nicht miteinbezogen. Verärgert über den Alleingang der Danziger Stadtherren zog Jabłonowski sein Projekt daraufhin zurück. Auch in Danzig war damit sein Plan gescheitert.

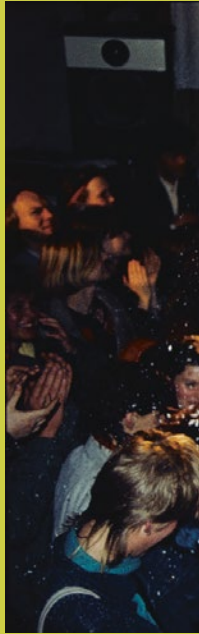


Den dritten Anlauf unternahm er schließlich dort, wo seine Bemühungen sich letzten Endes auszahlen und nachhaltig manifestieren sollten: in Leipzig, mit der Universität dort und dem Sächsischen Hof. Die Societas Jablonoviana oder die Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft zu Leipzig wurde 1774 von Friedrich August III., Kurfürst von Sachsen, offiziell bestätigt und schrieb sich im Laufe der Geschichte als einzige polnische Stiftung fest in die deutsche Wissenschaftslandschaft ein. Dies gelang nicht zuletzt dank prominenter Mitglieder wie dem Philosophen Georg Gadamer, dem Historiker Karl Lambrecht, dem Nationalökonom Karl Bücher oder dem Slawisten August Leskin, um nur einige zu nennen. Wie schon in Warschau und Danzig geplant und zum Teil realisiert, wurden in Leipzig jährlich Preisfragen in Mathematik und Physik, Ökonomie und Geschichte ausgeschrieben, die besten Arbeiten mit einer Medaille ausgezeichnet und in der *Acta Societatis Jablonovianae* und deren Folgeschriften abgedruckt.

Mit ihrer Arbeit führt die bis heute in Leipzig ansässige Societas Jablonoviana auch knapp 250 Jahre nach ihrer Gründung diese Tradition fort und verleiht alle zwei Jahre eine Medaille an Wissenschaftlerinnen oder Wissenschaftler aus Deutschland und Polen, die sich für den Kultur- und Wissenschaftsdialog beider Länder einsetzen. Jabłonowskis Ziel, eine ewige Stiftung – *fundatio perpetua* – zu schaffen, scheint zumindest vorstellbar.

Zurück zur 2014 aufgetauchten Medaille, die offenkundig aus der Zeit stammt, in der Jabłonowski die Geschicke der Gesellschaft noch selber lenkte. Das Verzeichnis der Leipziger Preisträger weist aus, dass der Preis für die Beantwortung der mathematisch-physikalischen Frage im Jahr 1777 an Georg M. Ludewig für die Arbeit *De influxu lucis in vegetationem plantarum* verliehen wurde. Die Vermutung liegt nahe, dass die versteigerte Medaille *Premium Physicae* zu diesem Preis gehört. Sie ist damit eines der wenigen Zeugnisse, das auf den alten Glanz der Societas Jablonoviana verweist. Kaum verwunderlich also, dass das im Auktionskatalog beschriebene goldene »Prachtexemplar, fast Stempelglanz«, für einen Preis von 22.000 Euro den Besitzer wechselte.

Die Historikerin **EWA TOMICKA-KRUMREY**, die selbst ihren Weg von Warschau nach Leipzig gemacht hat und am GWZO für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig ist, setzt sich schon seit vielen Jahren als Geschäftsführerin für das Fortbestehen der Societas Jablonoviana ein. Bei der zweijährlich stattfindenden Preisverleihung überreicht sie noch immer eine Medaille. Heutzutage ist die allerdings nur noch versilbert.





»Open Doors« für untragbare Kleidung

Am Beispiel der Gegenmode im Ostblock erinnert BEÁTA HOCK daran, wie bunt, schrill und mutig der sozialistische »Osten« sein konnte



Juni 1994: Budapest, Váci utca (das Pendant zum Berliner Kurfürstendamm), acht Uhr abends. Eine Promenade, gesäumt von Feuerschalen, dröhnendes Getrommel und mittendrin junge Frauen und Männer in skurriler Kleidung. Was sie trugen, waren noch nicht mal Klamotten, vielmehr breite Bänder und starre Seile. »Wazzat? Was, zum Teufel?« ... Ein Modespaziergang des Designers Tamás Király, wurde mir später erklärt.

Dieser virtuelle Erinnerungssplitter tauchte über zwanzig Jahre später während der Vorbereitungsarbeiten zur Ausstellung *Left Performance Histories* wieder auf. Wird die inoffizielle Kunst des staatssozialistischen Osteuropa zumeist als Sammelbecken subversiver Gesten gegen ein gesellschaftlich, kulturell und politisch repressives Umfeld verhandelt, war es unser Ziel in dieser Ausstellung, Performancekunst als Ort der *jouissance* zu betrachten. Als Ort des Vergnügens, an dem gängige Selbstdarstellungen und gesellschaftliche Normen von Geschlechteridentität, Sexualität und Schönheit umgangen werden. Dieser Ansatz erlaubte es uns, nicht nur eine Auswahl der vertrauten – und oft für ihre oppositionelle Haltung zelebrierten und heroisierten – Figuren der Gegenkultur des ehemaligen Ostblocks zur Schau zu stellen. Unsere Ergänzung zur verbreiteten Vorstellung über Kunst im grauen und eingeschränkten Sozialismus sollte Spuren des Farbigen, des Wilden und Freien, des Aufregenden und Individualistischen zeigen. Insofern dürften die dann ausgestellten Fundstücke wohl selbst für Kennerinnen und Kenner alternativer osteuropäischer Kulturszenen neu und reizvoll gewesen sein.

für Kennerinnen und Kenner alternativer osteuropäischer Kulturszenen neu und reizvoll gewesen sein.

Obgleich meine eingangs beschriebene Erinnerung aus den frühen 1990er Jahren stammt, trat Tamás Király (1952–2013) mit seinen bahnbrechenden Modeperformances schon Anfang der 1980er Jahre in der Budapester Underground-Kunstszene auf. Sein zunehmender Erfolg als Gegen-Trendsetter resultierte aus Elementen der bildenden Kunst und dem Theater, die er in seine Kreationen einfließen ließ. Noch während des Sozialismus war der Designer an Modeschauen in West-Berlin, Amsterdam und New York beteiligt. Neben sieben weiteren

Spitzendesignern (darunter Vivienne Westwood, Yoshiki Hishinuma und Claudia Skoda) stellte Király 1988 im Museum Hamburger Bahnhof eine raffinierte geometrische Kollektion vor. Seine Beteiligung an der Show lief unter dem sinnigen Motto »Open Doors« und wurde in renommierten Modezeitschriften wie der Vogue oder der britischen i-D besprochen. Zu dem Zeitpunkt, als ihn ein Stern-Redakteur als »Ungarns neuen Modepapst« und »Jean-Paul Gaultier des Ostens« bezeichnete, kleidete sich die ungarische alternative Szene längst in Király's Punk-Boutique neu ein. Bekannt war der Designer auch für seine Modeschauen untragbarer Kleidung, die von den progressivsten New Wave-Bands musikalisch begleitet wurden.

Király's visuelle Welt erinnert an in der DDR stattgefundene Modeperformances: ein Genre, das auch dort ein geeigneter Ort für unangepasstes Verhalten und Gender-Entgrenzung gewesen zu sein scheint. Mit schrillen Farben, schrägen Schnitten und ausgefallenen Shows entwarf zum Beispiel die Ostberliner Gruppe *chic, charmant und dauerhaft (ccd)*, zu der sich junge Fotografen und Fotografinnen, Models und Punks Anfang der 1980er Jahre zusammengefunden hatten, nicht nur ein klares Gegenprogramm zur staatlichen Modeindustrie, sondern auch zur auf kommerzielle Trends und binäre Geschlechteridentität setzenden Mode des Westens. Normative Konzepte von Geschlechtlichkeit wurden in den nicht gerade auf Alltagstauglichkeit ausgerichteten Entwürfen ebenso unterlaufen wie konventionelle Vorstellungen von Schönheit. Jürgen Hohmuth hat damals diese Modeschauen mit der Kamera begleitet; die Ausstellung *Left Performance Histories* präsentierte auch eine Auswahl seiner farbigen Reproduktionen, die eine Ahnung von der Atmosphäre der ausgelassenen Modespektakel vermitteln und von denen hier zwei abgebildet sind. Die Künstlerinnengruppe *Erfurt/Exterra XX* veranstaltete 1988 eine ihrer großen »Modeobjektschauen« in den eindrucksvollen Räumlichkeiten des Erfurter Augustinerklosters. Vor rund 200 Gästen zeigten dreizehn Frauen um die Künstlerin Gabriele Stötzer ihre teils auf abstrakt-geometrischen Formen basierenden Entwürfe, darunter mehrteilige Kreationen aus knallrotem Plastik und voluminöse Ausführungen in metallisch glänzenden Stoffen. Diese »Traumkleider« waren als Manifestationen innerer Freiheit und Individualität gedacht.

Am Eröffnungsabend unserer Ausstellung kommentierte eine ältere Freundin aus Jerusalem die Camp- und Punk-Ästhetik dieser sowie einiger weiterer Arbeiten, die dem Thema verschwimmender Geschlechteridentitäten nachgegangen waren, folgendermaßen: »Ich habe gleichartige Sachen in New York in den 80ern schon gesehen; kaum was Neues!«. Diese Feststellung mag etwas abwertend klingen – uns erschien sie jedoch vielmehr als Bestätigung unserer Annahme, dass einige Ecken des sozialistischen Osteuropa womöglich weniger abgesondert und trostlos waren, als gängige Schilderungen es für gemeinhin vermuten lassen.

BEÁTA HOCK arbeitet in der Abteilung »Verflechtung und Globalisierung« des GWZO zu Themen einer transnationalen Kulturgeschichte Ostmitteleuropas und ist immer wieder auch als Kuratorin tätig. So auch bei der international vielfach besprochenen Ausstellung *Left Performance Histories*, die Anfang 2018 in der Berliner nGbK (Neue Gesellschaft für bildende Kunst) zu sehen war und über 6000 Besucherinnen und Besucher anzog.



Unentschieden

Fußball, die »Kleinasiatische Katastrophe« und Geschichtspolitik treffen sich in einem Vereinstrikot, das ADAMANTIOS TH. SKORDOS vorstellt

Die Vertreibung der orthodoxen Griechen und Armenier aus dem westanatolischen Kleinasien im Spätsommer 1922, die in die griechische Geschichte als »Kleinasiatische Katastrophe« einging, nimmt in der Erinnerungskultur des modernen Griechenland eine prominente Rolle ein. Gleich mehrere Ortschaften nahe Athen und Thessaloniki, auf der Halbinsel Chalkidike und in vielen anderen ländlichen Regionen legen Zeugnis davon ab, dass diese Bezirke, Dörfer und Gemeinden in der ersten Hälfte der 1920er Jahre durch kleinasiatische Flüchtlinge gegründet wurden: Ihre Bezeichnungen setzen sich jeweils aus dem griechischen Namen eines zurückgelassenen Ortes in Kleinasien und dem Attribut »neu« zusammen.

In zweien solcher Athener Vororte, in Nea Smyrni und Nea Filadelfeia, haben die beiden traditionsreichen Fußballklubs Panionios und A.E.K. ihren Sitz. Während Panionios seine

Tätigkeit als Sportverein bereits 1890 in Smyrna, dem heute türkischen Izmir, aufgenommen hatte, wurde A.E.K. 1924 von den nach Athen geflüchteten Mitgliedern diverser Konstantinopler Sportvereine gegründet, wobei das Akronym A.E.K. für Athlitiki Enosis Konstantinoupoleos (Sportunion Konstantinopels) steht.

In der vorletzten Fußballsaison (2016/2017) sorgte das Trikot von A.E.K. bei den eigenen Anhängern, aber auch darüber hinaus, für großes Aufsehen. Grund dafür waren die Rückennummern der Spieler, die mit Bildern der Vertriebenen aus Kleinasien auf ihrem Fluchtweg nach Griechenland unterlegt waren. Noch nie hatte A.E.K., die im letzten Fußballjahr zum zwölften Mal griechischer Meister wurde, so viele Mannschaftstrikots wie in der Saison 2016/2017 verkauft.

Die »Kleinasiatische Katastrophe« hat auch in der griechischen Literatur stets eine herausragende Stellung eingenommen – im Gegensatz zur türkischen, in der sie bis heute kaum thematisiert wird. Es waren vor allem Romane, die das Thema der Vertreibung der griechisch-orthodoxen Bevölkerung aus Kleinasien international bekannt machten. Neben etlichen in den 1920er und 1930er Jahren, größtenteils durch Flüchtlinge selbst verfassten und zu späteren Zeiten aus dem Griechischen in west- und osteuropäische Sprachen übersetzten Werken, war es schließlich der US-amerikanische Schriftsteller Jeffrey Eugenides, dessen 2003 mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnete Roman *Middlesex* der »Kleinasiatischen Katastrophe« weltweites Gehör verschaffte. Als Enkel griechischer Einwanderer aus Kleinasien beginnt der Autor seinen Roman über den geschlechtlichen



Selbstfindungsprozess seines intersexuellen Protagonisten in den USA der 1960er und 1970er Jahren mit der Schilderung der dramatischen Ereignisse, die sich im September 1922 in Smyrna abspielten, als die Großeltern der Hauptfigur vor den anstürmenden türkischen Truppen nach Piräus flüchteten und von dort aus in die USA emigrierten. Hier bricht Eugenides mit einem griechischen erinnerungskulturellen und geschichtspolitischen Tabu: An mehreren Stellen erzählt er auch die Vorgeschichte, nämlich die Zerstörung von Dörfern im Hinterland von Smyrna durch griechische Soldaten und die von ihnen verübten Gräueltaten an der muslimischen Zivilbevölkerung. Diese Kriegsverbrechen, die den von den Truppen Kemal Atatürks durchgeführten ethnischen Säuberungen vorangingen, sind nicht Teil des offiziellen griechischen Erinnerungsnarrativs.

Ein weiteres in der griechischen Erinnerungskultur weitgehend tabuisiertes Thema in diesem Zusammenhang ist die Rolle des liberalen Politikers Eleftherios Venizelos beim Zustandekommen der Lausanner Konvention im Januar 1923, die der Hoffnung der Vertriebenen aus Kleinasien auf eine Rückkehr in ihre Heimatorte ein endgültiges Ende setzte. Im Gegenzug für die mehr als eine Million bereits nach Griechenland vertriebenen orthodoxen Christen, deren Rückkehr nach Kleinasien die Konvention untersagte, mussten eine halbe Million Muslime Griechenland verlassen und sich in Anatolien ansiedeln. Venizelos, der die griechische Delegation bei den Lausanner Verhandlungen anführte, war der Hauptinitiator dieses Bevölkerungsaustausches. Bereits auf der Pariser Friedenskonferenz 1919 hatte er Bulgarien ein ähnliches Abkommen aufgezwungen, das allerdings keinen obligatorischen Austausch, sondern eine Umsiedlung auf vermeintlich freiwilliger Basis vorsah.

Venizelos gilt im heutigen Griechenland quer durch alle politischen Lager als ein wichtiger, wenn nicht »der« herausragende Politiker seit der Staatsgründung 1830. Der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wiederholt zum Ministerpräsidenten gewählte Staatsmann aus Kreta wird vor allem mit der enormen territorialen Vergrößerung Griechenlands assoziiert, die der »Kleinasiatischen Katastrophe« vorausgegangen war. Nur selten wird der Namensgeber des internationalen Flughafens von Athen mit der Lausanner Konvention in Verbindung gebracht, die das gewalttätige Ende der griechischen und armenischen Präsenz in Kleinasien rechtlich sanktionierte.

In der türkischen Erinnerungskultur und Geschichtspolitik spielte die Vertreibung von über einer Million orthodoxer Christen aus Westanatolien und die daran anschließende Konvention von Lausanne jahrzehntelang eine unbedeutende Rolle – im Gegensatz zu dem im Juli 1923 ebenfalls in Lausanne unterzeichneten Vertrag, der die Gründung der neuen, republikanischen Türkei völkerrechtlich besiegelte. Erst seit wenigen Jahren instrumentalisiert die türkische Regierung die Vertreibung von 1922 vermehrt, und verwendet sie als abschreckendes Beispiel in ihrer Argumentation gegen Athen. So warnte unlängst der bis Juli 2018 amtierende türkische Ministerpräsident Binali Yıldırım – im Rahmen eines der unzähligen Wortgefechte zwischen Athen und Ankara über den Verlauf der Meeresgrenze in der Ägäis – die Griechen, die sich im östlichen Mittelmeer wie Piraten aufführen würden, sie sollten besser nicht übermütig werden und sich stets an den September 1922 erinnern.

Der Historiker **ADAMANTIOS TH. SKORDOS** ist am GWZO als wissenschaftlicher Referent des Direktors tätig. Er forscht zur südeuropäischen und südosteuropäischen Zeitgeschichte, zu Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, Völkerrechtsgeschichte sowie Panslavismus und Antislavismus. Habilitiert hat er zur Prägung des modernen Völkerrechts durch die Konfliktgeschichte Südosteuropas und ist Privatdozent für European Studies an der Universität Leipzig.



Fadenschein oder: *Football's Coming Home* auf Ukrainisch

Wie ein Vereinstrikot mit dem Patriotismus der Post-Maidan-Ära verwoben ist, beleuchtet DIRK SUCKOW



Das Heimtrikot der Mannschaft von Dynamo Kiew in den Saisons 2016/17 und 2017/18 weist ein gestalterisches Element auf, das über gängige Konventionen von Sportbekleidung hinausgeht. Nimmt es doch eine deutliche Anleihe auf eine »ukrainisch« gedachte Volkskunstmotivik, auf die als *Wyschywanka* bezeichneten traditionellen Stickmuster. In diesem Sinne ist im Bereich von Hals und oberer Brust ein entsprechendes Ornament vertikal aufgedruckt, wo es mit der Knöpfung eines Henley-Kragens korrespondiert.

Die (textile) Brust, dieser symbolisch vielfach und gender-spezifisch besetzte Körperteil, wird dabei zum Zeichenträger für eine spannungsvolle Trias. Sie umfasst mit dem rechts platzierten Ausrüsterlogo, welches den Vereinsfarben gemäß in Blau auf weißem Grund gehalten ist, das Label einer jener den globalen Sportmarkt dominierenden Marken. Diese Verbindung führt freilich bis in die sowjetische Ära zurück, da die »Weltmarke mit den drei Streifen« bereits in den 1970er und 80er Jahren als Ausrüster fungierte, dies vor allem im Kontext internationaler Partien, den Hervorbringungen heimischer Textilkombinate wie zum Hohn. So wurde auch der Triumph der Kiewer Dynamos im Europapokal der Pokalsieger 1986 in Sportdressen vom seinerzeitigen »Klassenfeind« errungen.

Die mittig gesetzte Applikation im Stil einer *Wyschywanka*, die auf traditionelle Kleidung rekurriert, ist Marker für einen intensiven zeitgenössischen Selbstverständigungsprozess und für Diskurse um Identität beziehungsweise »Ukrainizität« – welche nicht zuletzt angesichts des verschärften Konflikts mit Russland seit 2014 neue Dynamiken entfalten. Sie lösten auch einen Boom im Bereich der Folk-Mode aus, der nicht nur patriotisch gestimmte Konsumenten begeistert, sondern auch den an *invented traditions* Interessierten reiches Material bietet. Auf dem Feld des Symbolischen hat sich Dynamo mit dieser demonstrativen Verortung einen scheinbaren Vorteil verschafft, etwa gegenüber dem Dauerrivalen Schachtar Donezk. Dieser ist in Folge des Krieges in der östlichen Ukraine seit 2014 ins Exil gezwungen und spielt seine »Heimpartien« nach einem Intermezzo in Lemberg derzeit in Charkiw.

Das links und »über dem Herzen« angeordnete Vereinswappen wiederum in der seit 2011 verwendeten Form ist ein Hybrid, das in seiner Geschichtserzählung zwei Stränge zu

vereinen sucht. Mit dem Stadtnamen »Київ« gibt es sich ukrainisch, im Unterschied zu älteren Versionen des Wappens, in denen der Name teilweise in der russischen Schreibung als »Киев« erschien. Das markante  verweist hingegen auf die namengebende Verknüpfung des 1927 gegründeten Klubs mit der Sportorganisation Dynamo und damit auf mehr als nur auf einen genuin sowjetischen Ursprung. Im Subtext scheint darin die langjährige Einbindung in die Strukturen der inneren Sicherheitsorgane auf, als deren eigene Sportorganisation Dynamo 1923 gegründet worden war. Diese schloss zahlreiche Privilegien und den Zugriff auf enorme menschliche, materielle und (sport-)wissenschaftliche Ressourcen ein. Die beiden gleichsam bekrönenden Sterne verweisen wiederum auf jeweils mehr als zehn in der unabhängigen Ukraine (seit 1991) sowie in der vormaligen Sowjetunion errungene Meistertitel. Sie folgen dem internationalen Trend des sogenannten Meistersterns, der in Italien und bei Juventus Turin seinen Ursprung hat. Mit der visuellen Kultur der Sowjetunion Vertraute lassen sie aber womöglich auch an deren Staatswappen mit seinem ebenfalls oben-mittig platzierten roten Stern denken. Gleichwohl muss die Referenz auf die 13 in der UdSSR errungenen Titel nicht explizit sowjetisch gelesen werden. Verstanden werden kann sie auch derart, dass es mit Dynamo Kiew gerade eine ukrainische Mannschaft war, welche die langjährige russische Vorherrschaft namentlich der Moskauer Vereine wie Spartak, ZSKA und des Namensvetters Dynamo innerhalb der UdSSR nicht nur zuerst durchbrach (1961), sondern auch zum Rekordchampion des Landes avancierte, womit die Dominanz des »Großen Bruders« auf einem Feld überwunden wurde, das die Massen wie wenige andere elektrisierte.

Im Mikrokosmos von Quadratzentimetern bildet sich auf einem Stück Polyester mithin die komplizierte Erinnerungssituation der postsowjetischen Ära generell ab, die nicht einfacher wird durch den Krieg in der Ostukraine und den Konflikt mit Russland. So vielfach derzeit in der Ukraine das Bemühen greifbar ist, sich offiziell antisowjetisch und »historisch-ukrainisch« zu positionieren, und so viele Umbenennungen dazu im Zuge der sogenannten Dekommunisierung etwa vorgenommen werden, ist doch in wichtigen gesellschaftlichen Bereichen ein bedeutender Teil der Traditionsbildung unzweifelhaft sowjetisch grundiert. Das gilt auch im Sport, und für Dynamo Kiew nicht zuletzt im Blick auch auf internationale Erfolge wie die Siege im Europapokal der Pokalsieger 1975 und 1986. Dieses Dilemma lässt sich nicht auflösen.

Der Versuch, mittels Verweis auf traditionelle Kleidung den Gedanken einer Heimatbindung zu transportieren, wird im Fall des Trikots – über die Geschichte des Kiewer Dynamo-Vereins hinaus – durch einen weiteren Umstand konterkariert. Möchte er sich doch eines Kleidungsstückes bedienen, das, der Logik globaler Produktionsströme und den Zwängen der sogenannten fast fashion folgend, von einem Megaplayer der Branche in einem nahezu beliebig austauschbaren asiatischen Billiglohnland produziert wird. Jeglicher Hinweis auf eine wie auch immer erzählte »ursprüngliche Verwurzelung« und regionale Traditionsbildung ist bereits damit ad absurdum geführt.

Der Kunsthistoriker **DIRK SUCKOW** arbeitete von 2014 bis Frühjahr 2018 im internationalen Verbundprojekt »Kunstdenkmäler«, das in einem Wissensportal zahlreiche besonders forschungsrelevante Kunstdenkmäler in Ostmitteleuropa erschließt. Zur Fußball-WM 2018 in Russland erschien der gemeinsam mit Stephan Krause und Christian Lübke herausgegebene Band *Der Osten ist eine Kugel. Fußball in Kultur und Geschichte des östlichen Europa*, der unter dem Titel »Vratar; ne sujsja za štrafnuju«. *Futbol v kul'ture i istorii Vostočnoj Evropy* auch in Auswahl ins Russische übersetzt wurde.

»Kibicuj!« in Geschichte und Jelen

STEPHAN KRAUSE fordert dazu auf, *kibic* (poln. Fußballfan) zu sein. In einem Budapester Bistro ist er auf einen Fußballaufkleber oder besser »Fanspucki« gestoßen

Am Blaha Lujza tér im VII. Budapester Bezirk, im Rücken des alten Kaufhauses Corvin befindet sich das Jelen bisztró (nicht *jelen* [poln. Hirsch]). Lujza Blaha (1850–1926) war Schauspielerin und trug den Beinamen »Nachtigall (csalogány) der Nation« (nicht Kiebitz [poln. czajka]). Das Jelen ist ein kaffeehausartig hoher Raum mit Bar, hölzernen Tischen, große grobschlächlige Blechlampen hängen von der Decke herab, an den Wänden keine Jagdtrophäen, große Fenster zum Trottoir an der einen, Bänke ohne Sicht nach drinnen vor der anderen Fassade des Cafés. Wer vom Gastraum durch eine Schwingtür mit kleinem quadratischen Fenster zum Abort geht, findet im Raum dahinter ein einzelnes Waschbecken, an den weißen Fliesen neben dem Spiegel Aufkleber, Fundstücke des Fußballfiebers. Werden meist Vereinswappen, Jahreszahlen, das heimische Stadion, bei Hools und Ultras auch Totenköpfe, nicht selten rechtsextreme Symbole, Buchstaben- und Zifferncodes (für Beleidigungen) verwandt, scheint sich der hier reproduzierte Aufkleber signifikant geben zu wollen:

»Die Alten haben unsern Ruhm in die Welt hinausgetragen.

Tore, Wunder, große Abende, noch leuchten diese Sterne.

Wie viel Namen, wie viel Jahre:

Den Jungen rufen sie zu, so schön auch sei's weiterhin!«

Das ist Fußballlyrik aus einer Fanhymne, gesungen auf den Rängen, gebrüllt gen Gegnerblock, gelallt in der Straßenbahn, von *kibiców*, *drukkerektől*, also von den Fans. Die Verse scheinen eine Geschichtsphilosophie des Fußballs auszumachen, in der sich aus der Größe gewesener Erfolge logisch eine lichte Zukunft ableiten lässt. Diese Denkfigur ist wie das Elixier des Selbstverständnisses der Fans, für die sich Zugehörigkeit und Erregung im Stadion aus nach vorn gewandter Projektion vergangener Glücksmomente nährt. Zu sehen ist auf dem »Fanspucki« Ferenc Szusza (1923–2006), ein Schauspieler – diesmal ohne Platz oder Straße, dafür mit Stadion – ein Fußballer, Stürmer, ein rechter *Zabivaka* des Budapester Vereins ÚTE (Újpesti Tornaegylet). An Szusza und der lila Schrift (nicht violett, denn das passt nicht ins Metrum des Fanchorals [gesungen ... gebrüllt ... gelallt] an der Megyéri út [Szusza-Ferenc-Stadion]) und dem so gefärbten Rahmen des Bildes ist der Sticker zu identifizieren.



Schauspieler war Szusza nicht wegen Schwalben auf dem Platz (»upadek symulowany«; *jaskółka* [poln. Schwalbe] kommt als Vereinsname vor und könnte in die Lübke'sche »Kategorie 14« passen, vorgeschlagen in seinem Aufsatz »Fußballvereine und ihre Namen als Zeugnisse von Geschichte und Gegenwart« in dem Band *Der Osten ist eine Kugel*), sondern im Film. In dem Fußballstreifen *Civil a pályán* (im deutschen Verleih 2:0 für Marika, R: Márton Keleti, Ungarn 1951) verkörperte er neben dem großen Imre Soós (1930–1957; Pista) und Violetta Ferrari (1930–2014; Marika) den Ausnahmespieler Jóska, der seiner Brigade durch fehlende Arbeitsmoral zur Last fällt. »2:0« aber siegen – teleologisch korrekt – doch Liebe (Marika & Pista) und Sport, Ruhm bei der Arbeit und Ruhm auf dem Platz: »Áll a verseny: gyárba, / szántóföldön, s itt is a pálya gyepén!« (Der Wettbewerb läuft: im Betrieb, / auf den Ackerflächen und auch hier auf dem Rasenplatz!), heißt es in einem Lied im Film. Das ging gut hin in der Ára der Aranycsapat, der »Goldenen Mannschaft«, deren Lechfeld Wankdorf (Bern) heißt.

Ähneln sich Rhetorik und Teleologie von Fußballfanlyrik und das Pathos des Machens in der Aufbauphase des Sozialismus in ihrem Vertrauen auf die Zukunft? Die Beschwörung der (eigenen großen) Geschichte zur Beschwörung der (eigenen großen) Zukunft mutet am Fundort dieses Spuckis an wie der allfällige Standardkommentar zu Ungarns fußballerischer Gegenwart. Jelen, der Name des Cafés bedeutet »Gegenwart«. Hinter ihm steht die Szuper Jelen kft., die Übergegenwart GmbH. Ob diese vermeintliche Metazeit auch die Macher und Platzierer des Spuckis (→ *kibice*) angespornt hat, lässt sich nicht durch die Rekurrenz auf Fakten beantworten, sondern allenfalls in komparativem Modus: Denn welches *understatement* (ausgenommen den Verkaufseifer der CEOs Marek Piechocki und Jerzy Lubianiec) bewog eine polnische Bekleidungsfirma noch nach dem 15. Juli 2018, in ihren Budapester Läden ein rotes *dwustronną koszulkę* [poln. Wende-T-Shirt] anzubieten, auf dessen einer Seite zu lesen ist: »Polska/mistrzem świata« (Polen – Weltmeister), dessen Kehrseite lautet: »Polacy – nic się nie stało« (Polen – ist doch nix passiert)? Eine ungarisch-polnische Erklärung könnte lauten: »Lengyel, magyar – két jó barát, együtt harcol, s issza borát« – »Polak, Węgier, dwa bratanki, i do szabli, i do szklanki« (Polen und Ungarn – Brüder bei Kampf und Wein). Ist das Fundstück tatsächlich der kibic-Spucki zwischen Geschichte und Jelen?

Der Literaturwissenschaftler **STEPHAN KRAUSE** hat gemeinsam mit CHRISTIAN LÜBKE und DIRK SUCKOW den Band *Der Osten ist eine Kugel. Fußball in Kultur und Geschichte des östlichen Europa* mit wissenschaftlichen Beiträgen und literarischen Fußballstücken beim Verlag Die Werkstatt herausgegeben. Mit der Unterstützung von MARINA DMITRIEVA ist im Verlag Novoe literaturnoe obozrenie eine Auswahl daraus auch für ein russisches Lesepublikum erschienen. Er arbeitet derzeit für die Reihe *Klassiker des osteuropäischen Films* an Sammelbänden zum ungarischen und rumänischen Kino.



Die Mittel heiligen den Zweck

ANJA JAHN skizziert die ambivalente symbolische Bedeutung von Wahlplakaten für die niedersorbische Autorin Mina Witkojc



Als Mina Witkojc (1893–1975) im Jahr 1954 in ihr Heimatdorf Burg im Spreewald zurückkehrt, hat sie mit Unterbrechung zwölf Jahre im Exil hinter sich, in denen sie zunächst in Erfurt mit den *Erfurtske spomnješa* (Erfurter Erinnerungen) eines der wichtigsten Werke der niedersorbischen Literatur verfasst und später in Prag an zahlreichen Übersetzungen aus den slawischen Sprachen ins Niedersorbische arbeitet, darunter Alexander Puschkin und Božena Němcová. Zusätzlich zu den Missständen der Kriegs- und Nachkriegszeit trifft sie auf einen Mangel an Papier und auf eingeschränkte Möglichkeiten des Transports der fertig gestellten Texte, was für deren Überlieferung und Erhalt nicht unerheblich sein sollte.

Zunächst hatte die Gestapo 1941 gegen die Kulturaktivistin und erste weibliche Redakteurin der niedersorbischen Wochenzeitschrift *Serbski Casnik*, in der sie von 1923 bis 1930 beschäftigt war, ein Aufenthaltsverbot für die Regierungsbezirke Dresden-Bautzen und Frankfurt (Oder) verhängt. Die Zeit bis zum Kriegsende verbrachte Witkojc daher in Erfurt. In dem 1945 verfassten Langpoem *Erfurter Erinnerungen* bearbeitet Witkojc die Kriegseignisse sowie den mit positiven Erwartungen verbundenen Einzug der sowjetischen Armee, ihren slawischen Brüdern. Doch dieser in dem Gedicht formulierte Optimismus findet in der politischen Realität des neuen Staates nicht die von Witkojc erhoffte Entsprechung, insbesondere was den Stellenwert der kulturellen Entwicklung der Sorben betrifft. Als sie 1946 beim Anbringen von sorbischen Wahlplakaten aufgegriffen und kurzzeitig unter dem Vorwurf der »tschechischen Propaganda« inhaftiert wird, weckt dies Erinnerungen an die Restriktionen gegen sie aus der Vorkriegszeit. 1947 fällt die Entscheidung, ein weiteres Mal ins Exil zu gehen. Diesmal in die Tschechoslowakei.

1954 kehrt die Dichterin in die DDR zurück mit dem unverändert festen Plan, sich weiter der niedersorbischen Lyrik und der Entwicklung der Sprache zu widmen. Sie beginnt an einem Archiv ihrer Vorkriegstexte zu arbeiten: Aus dem Gedächtnis und mithilfe der wenigen Notizen, die sie auf den Wegen bewahren konnte, entsteht so ein großer Teil ihres heutigen Nachlasses. Dieser Nachlass ist im Sorbischen Kulturarchiv (SKA) in Bautzen erhalten und nimmt – wie die Abbildung zeigt – teilweise eine besondere Form an. Für Witkojc hat sich mit dem zweifachen Exil die Geschichte wiederholt. Auch das Wahlplakat kehrt als Objekt in ihrem Wirken wieder. Was ihr 1946 noch den Propagandavorwurf einbrachte, wird in den 1950er Jahren von offizieller Seite als Propaganda realisiert. Die DDR wirbt auf den Plakaten, die Witkojc als Schreibunterlage dienten, auf Obersorbisch für die Wahl zur 2. Volks-

kammer am 17. Oktober 1954 mit dem Spruch »Za dalši rozkčěw Serbstwa – Twoje ›Haj« 17 oktobra kandidatam luda« (Für ein weitere Aufblühen des Sorbentums – Dein ›Ja« am 17. Oktober den Kandidaten des Volkes). Abgebildet sind im Vordergrund ein Mädchen in

der Festtagstracht der katholischen Gemeinden der Oberlausitz und ein Junge, der das blaue Halstuch zum Zeichen seiner Mitgliedschaft in der Jugendorganisation der DDR, der Pionierorganisation »Ernst Thälmann«, trägt. Der junge Pionier hält seinen Arm schützend um das Mädchen in der Tracht. Sozialismus und ein »blühendes« sorbisches Kulturleben – als ließe sich dies problemlos miteinander verbinden.

Es ist nicht mehr zu klären, unter welchen Umständen Witkojc in den Besitz der Plakate gelangte. Witkojc jedenfalls, der Instrumentalisierung der sorbischen Kultur nach wie vor kritisch gegenüber eingestellt, hegt keinerlei Hoffnung auf ein besonderes Engagement der »Kandidaten des Volkes« für die sorbische Sache. Stattdessen stellt sie dem hohlen Versprechen auf der Rückseite Textwelten entgegen, in denen sie die Spreewald-Landschaft idyllisch-idealisiert und lebensphilosophischen Fragen nach dem Vergänglichen oder auch metapoetischen Problemen nachgeht, immer mit einem patriotischen Telos im Sinn.

In gewisser Weise haben die Plakate zumindest durch diese Zweckentfremdung einen nachhaltigen Nutzen erbracht: Ihrer Materialität ist es zu verdanken, dass ihre Botschaft teilweise umgesetzt wurde – wenn auch nicht in solch blumiger Überhöhung, wie es der Wahlspruch und die Illustration versprechen, sondern in Form eines kulturellen Archivs. Die Texte und Notizen, die sich in dieser Form im Nachlass finden, sind bislang noch nicht vollständig veröffentlicht. Gerade die Texte mit eindeutig religiösem Inhalt wurden in Witkojc' bisherigen Gedichtanthologien ausgespart. Eine der mit Bleistift notierten Zeilen auf der rechten Seite der Quelle lautet zum Beispiel: »O šćitaj, kněžo Božo, Serby moje!« (O schütze, Herrgott, die Sorben mein!), daneben das Bild des Jungen mit Pioniertuch. Die Texte bewegen sich zwischen Aufbruchstimmung und ständigem Bangen um kulturellen Erhalt, dabei ist jede Hilfe willkommen. Dieser Nachlass verspricht daher nicht nur durch unveröffentlichtes Material, sondern durch seine Materialität, die ihre primären Funktionen als zusätzliche Sinnschicht mittransportiert, das Wissen zu einer Autorin zu bereichern, für die oftmals die Mittel den Zweck heiligten.

Die Literaturwissenschaftlerin **ANJA JAHN** beschäftigt sich mit den »kleinen Literaturen« Ostmitteleuropas. Derzeit forscht sie in der Abteilung »Kultur und Imagination« am Beispiel jiddischer und sorbischer Literatur zu Schreibutopien sowie Sprachwechsel- und Verflechtungsprozessen.

Animal Filming. Ein neuer Blick auf Tiere?

Inwiefern Tierfilme einen kritischen Beitrag zur Geschichtswissenschaft leisten können, beschreibt
DIETLIND HÜCHTKER

Pokot (Die Spur) von Agnieszka Holland (Polen 2017) ist eine Entdeckung – weniger wegen des Themas und der schablonenhaften Gegenüberstellung von Männern und Frauen als vielmehr wegen der Kameraführung. Tiere werden gefilmt, als seien sie Menschen, und beinahe vorwurfsvoll wird das erschossene Aas im Wald mit all seinen Maden und Fliegen präsentiert wie Leichen im Krimi. Im Zentrum der Geschichte steht die pensionierte Brücken-

bauingenieurin Duszejko, die im Einklang mit der Natur und mit ihren Hunden einsam im niederschlesischen Wald lebt. Als die Hunde eines Tages verschwinden, verdächtigt sie die Jäger der Kleinstadt, zu denen auch der Pfarrer zählt, und zeigt sie bei der örtlichen Polizeiwache als Mörder an. Da sie dort keine Unterstützung erfährt, beginnt sie eine kriminalistische Suche nach Beweisen – und einen Rachefeldzug, an dessen Ende drei Männer ermordet aufgefunden werden. Um einer Verhaftung zu entgehen, flieht Duszejko mit ihrem Nachbarn, einem exzentrischen Einzelgänger, »über den Berg«.

Thematisch und filmästhetisch baut der Film einen Konflikt zwischen einem esoterischen und einem ausbeuterischen Verhältnis zu Tieren auf – zwischen einem weiblichen und einem männlichen Prinzip, verkörpert durch die Hauptdarstellerin und durch die männliche, jagdbegeisterte Elite der Kleinstadt. Der Plot lässt sich als (feministische) Kritik an der aktuellen politischen Situation in Polen lesen – an der katholischen Kirche wie am Machtprinzip der Männerwelt, die in Gestalt eines Pfarrers das Jagen von der Kanzel predigt.

Zugleich kann der Film in eine Reihe von Tierfilmen eingeordnet werden, Spielfilme, in denen Tiere auf eine eindrückliche Weise das visuelle Narrativ tragen. Dazu gehören beispielsweise *Testrő és lélekrő* (*Körper und Seele/On Body and Soul*) von Ildikó Enyedi (Ungarn 2017) und *Wild* von Nicolette Krebitz (Deutschland 2016). *Körper und Seele*, der 2017 die Berlinale gewann, zeigt die Liebesgeschichte zwischen einem körperlich eingeschränkten, desillusionierten Finanz-



direktor eines Schlachthofs und der mit autistischen Zügen ausgestatteten Fleischprüferin. Beide träumen nachts denselben Traum, in dem Hirsch und Hirschkuh im Wald aufeinander treffen, gemeinsam durch das Unterholz wandern, sich mit ihren Lippen berühren. Durch eine psychologische Befragung in der Firma kommen die Parallelen ans Licht, was die Protagonistin und den Protagonisten veranlasst, sich nun auch im realen Leben einander anzunähern. Ihre Unbeholfenheit bringt Missverständnisse und Enttäuschungen mit sich, erst ein Selbstmordversuch der Fleischprüferin führt schließlich eine Wende herbei. Der Film, ein Meisterwerk über Annäherung, nonverbale Kommunikation und verbale Missverständnisse, endet mit einer gemeinsamen Liebesnacht und einem glücklichen Frühstück am nächsten Morgen – die Träume aber bleiben.

Besonders eindrücklich erscheinen die Bilder: der Wechsel zwischen einem auf eine grell erleuchtete Schlachtbank geführten Kalb und den friedlich äsenden Hirschen in einem nächtlichen Wald, die ungeschönte Darstellung des Tötens im Schlachthof und des Bluts aus den Pulsadern der Hauptdarstellerin. Dennoch geht es weniger um eine dichotomische Gegenwelt zwischen Schlachthof und Wald oder zwischen der Erhabenheit der Liebe und der Alltäglichkeit des Todes. Vielmehr öffnet der Film eine nonverbale Welt, die die »normale« mit ihrer normierten, ausschließenden Kommunikation in Frage stellt und andere Erlebnis- und Sprachwelten einschließt, die Empfindungen und den Austausch von autistischen Menschen ebenso wie die eines desillusionierten Versehrten, der mit seinem Leben abgeschlossen hat.

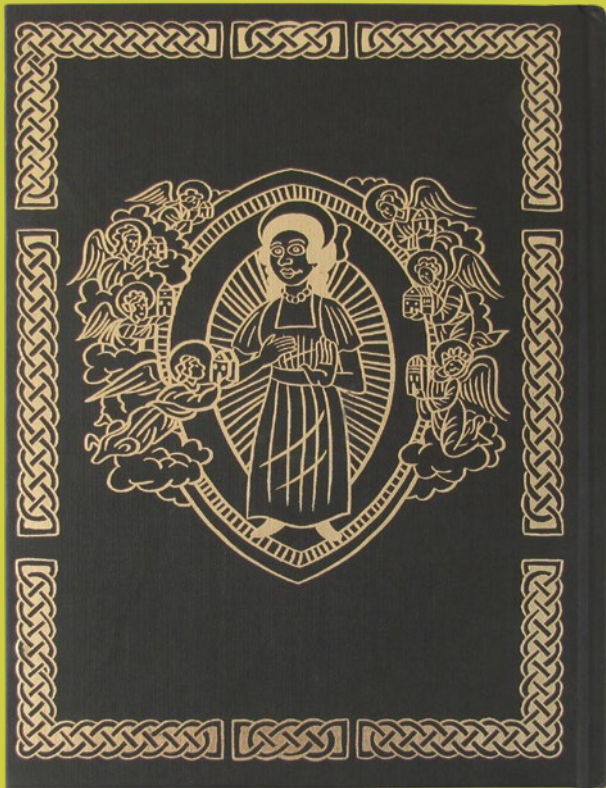
Die deutsche Produktion *Wild* wagt eine noch weitergehende Überschreitung ästhetischer Sehgewohnheiten und ethischer Normen des Publikums. Ania, eine junge IT-Angestellte, nimmt am Rande von Halle-Neustadt Kontakt mit einem Wolf auf, um ihn in ihre Plattenbauwohnung zu locken. Denn sie hat sich in ihn verliebt – nicht wie in ein Haustier, nein, sie begehrt ihn. Es entsteht eine sexualisierte Beziehung, durch die sie sich immer mehr dem Tier annähert – erotische Träume und sexuelle Praktiken verwischen. Ania verwildert und zieht am Ende hinter dem Wolf in die vom Braunkohletagebau übrig gebliebenen Brachflächen, wo sie sich wie ein Tier an der Wasserstelle labt. Die Wildnis und die Wildheit des Wolfs dringen in die ereignislose Zivilisation ein, sie werden Teil der Zivilisation, anstatt ihr Gegenbild zu sein.

Alle drei Filme loten aus, wie sich Gesellschaft und Geschichte verändern, wenn man Natur und Tiere als ihre Subjekte und nicht nur als ihre Objekte denkt – ob dies eine utopische Vision, eine unausweichliche Selbstverständlichkeit oder eine politische Position ist, bleibt am Ende offen.

DIETLIND HÜCHTKER ist Historikerin und forscht über ländliche Gesellschaften und ihre Bedeutung für die Zeitgeschichte, wobei sie die zeitdiagnostische Qualität von Spielfilmen entdeckt hat. Sie fragt sich, ob die Tierfilme als Zeichen für einen neuen Sinn der Geschichte und der Geschichtswissenschaft gelesen werden können und was davon zu halten wäre.

»Anastasia«-Superstar

Was eine Graphic Novel zum Verhältnis von religiösen Ikonen und populärkulturellen *cultural icons* zu sagen hat, loten MATTEO COLOMBI und CHRISTINE GÖLZ aus



Simon Schwartz' neueste Graphic Novel *Ikon* erzählt eine Doppelbiographie: das Leben Gleb Botkins (1890–1969), dessen Vater als Hofarzt 1918 in Jekaterinburg gemeinsam mit der Zarenfamilie ermordet wurde, und das der Franciszką Szankowską oder Schanzkowsky/Czenstkowski/Schanzkowsky (1896–1984), auch bekannt als »Fräulein Unbekannt«, Anna Tschaikowsky oder Anna Anderson, alias Großfürstin Anastasia Nikolajewna Romanowa, verheiratete Manahan, der wohl berühmtesten der falschen Zarentöchter.

Die erst Anfang der 1990er Jahre wissenschaftlich stichhaltig und 2007 mittels weiterer DNA-Analysen endgültig zweifelsfrei als Usurpatorin entlarvte Schanzkowsky war 1920 in Berlin als vermisst gemeldet worden. Die aus Polen stammende Pächterstochter hatte dort in einer Fabrik gearbeitet. Wenig später schrieb die Boulevardpresse einem aus dem Landwehkanal gefischten und in die Psychiatrie verbrachten Mädchen, das sich jeglicher Angaben zur Person verweigerte, die Rolle von »Anastasia, der letzten Zarentochter« zu. Unter den als Zeugen hinzugezogenen Romanow-Verwandten und ehemaligen Vertrauten fand sich auch Botkin, der Spielgefährte am Zarenhof. In der jungen Frau, die inzwischen unter dem Namen Anna Anderson in den Vereinigten Staaten Furore machte, vermeinte der als selbsternannter Erzbischof einer Aphrodite-Kirche wirkende Botkin, seine Kindheitsfreundin wiederzuerkennen.

Diverse biographische Schleifen später kamen beide erneut in den Staaten zusammen, wo »Anastasia« heute unter falschem Namen und falschen Geburtsdaten begraben liegt.

Die in Schwarz-Weiß gezeichneten Panels der Graphic Novel mit ihrer an den expressionistischen Film der Zwanziger Jahre erinnernden Stilistik erzählen allerdings mehr als nur spektakuläre Lebensläufe. Eingeflochten finden sich zahlreiche Hinweise auf vorangegangene Verarbeitungen der Anastasia-Legende, die aus der (falschen) Zarentochter ein *cultural icon* gemacht haben und für die weitere Ikonen der internationalen Populärkultur »gecastet« wurden, so Ingrid Bergmann und Yul Brynner in *Anastasia* (1956, Regie: Anatole Litvak) oder die Rolling Stones, deren auf Anastasia verweisender Song *Sympathy for the Devil* (1968) im Roman eine Rolle spielt. Sie alle sind am »Making-of« des *cultural icon* »Anastasia« beteiligt und tauchen im Roman mittelbar als Filmplakat, Zitat oder Musikkassette auf. Nicht zuletzt orientiert sich die Szenenfolge der Graphic Novel direkt an einer dieser Legenden-

Bearbeitungen, am Schwarzweißfilm *Anastasia, die letzte Zarentochter* von Falk Harnack mit Lilli Palmer als Fräulein Unbekannt (auch 1956). Im Vorspann verspricht der deutsche Streifen Faktentreue, einen »Tatsachenbericht nach Dokumenten, Gerichts- und Polizeiakten und eidesstattlichen Erklärungen«.

Der Bilderroman fährt nach und nach alle Ingredienzien auf, aus denen *cultural icons* gemacht werden: Verweise auf verschiedene kulturgeschichtliche *rewritings* von Anastasias Geschichte machen auf die von den Medien und kinematographischen Bildermaschinen vorangetriebenen Prozesse der Mythenbildung aufmerksam – insbesondere auf deren manipulative Realitätsdarstellung und auf das Identifikationsangebot, das kultische Verehrung hervorrufen kann. Anzitierte Filmtitel und -dialoge provozieren darüber hinaus Reflexionen zur Ontologie von *cultural icons*.

Schwartz parallelisiert dabei in kunst- und religionshistorischen Einschüben explizit kulturelle und orthodoxe Ikonen. Nicht nur erklärt sich so ein zeichnerisches Prinzip von *Ikon*. Die großen, stilisierten Augen der immer wieder in den Mittelpunkt der Panels gerückten Gesichter der Protagonisten zitieren die Malweise orthodoxer Ikonen, womit auf stilistischer Ebene eine Ähnlichkeit von Ikone und *cultural icon* behauptet wird. Darüber hinaus werden zwei besondere Ikontypen hervorgehoben: Narr-in-Christo-Ikonen und so genannte *adopisnye ikony*, aus der Hölle stammende Ikonen, die unter der obersten Farbschicht des Heiligenantlitzes Teufelsfratzen verbergen. Es gibt nachvollziehbare biographische Gründe, Schanzkowsky alias »Anastasia« als Närrin zu charakterisieren. Suggestiert wird durch die Ausführungen zu den ungewöhnlichen Ikonen allerdings auch, heiliges Narrentum oder Ikonen-Status seien nur eine Fassade, hinter der sich Teuflisches verberge. Ob nun aber die in ihren Doppelgängerin(nen) vervielfältigte »Anastasia« oder die Beziehung von Botkin und Schanzkowsky, die auf Obsessionen beruht, vom Teufel ist oder ob das Diabolische vielmehr im Erschaffen eines *cultural icon* an sich liegt, das Menschen dazu verleitet, Trugbildern zu verfallen, bleibt Lektüreentscheidung.

Der Autor Schwartz lässt angesichts der düsteren Entdeckung unter der Oberfläche kultureller Ikonen seinen Roman in die (rein fiktive) tödliche Kollision der beiden närrischen Protagonisten mit einem Billboard münden. Darauf wird wohl nicht zufällig für Orson Welles' Film *F for Fake* (1973) geworben und so noch einmal auf das Thema von Wahrheit und Erfindung hingewiesen. Botkin verschwindet konsequenterweise im Höllenschwarz der Seite, Schanzkowsky allerdings erfährt zu guter Letzt Erlösung. Sie reißt sich das kulturelle Ikonen-Antlitz vom Hals und darf – so befreit – »auferstehen«: Dem Schriftzug »anástasis« folgt auf weißem Bildhintergrund ihre (kopflose) Himmelfahrt.

Das Buch *Ikon*, das nicht nur so heißt, sondern mit goldenem Cover schon äußerlich wie eine Ikone gestaltet ist, führt den Kult des *cultural icon* »Anastasia« vor und gleichzeitig fort, was ja – wie im Buch zu lesen – durchaus Gefahren bergen kann. Glücklicherweise liefert Schwartz den Warnzettel gleich mit und demonstriert mit einem faktographischen Nachwort einen Ausweg, den auch wir genommen haben: (literatur-)wissenschaftliche Analyse, die bestenfalls vor der Realpräsenz des Teuflischen schützt.

Der Literaturwissenschaftler **MATTEO COLOMBI** und die Literaturwissenschaftlerin **CHRISTINE GÖLZ** haben am GWZO über längere Zeit gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen zum Thema »Kulturelle Ikonen Ostmitteleuropas« geforscht. Heute ist Matteo Colombi wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Leipzig, Christine Gölz leitet die Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung« am GWZO.

Wissenschaft & Verwaltung

wirft einen Blick hinter die Kulissen in die administrativen Schaltstellen des GWZO und stellt den Alltag und die infrastrukturellen Herausforderungen einer Wissenschaftsinstitution heute und in der Geschichte vor.

Vom redlichen Geist in der Verwaltung und von goldenen Uhren

Drucksache V/4066

16.

[...] Bei vielen Zuwendungsempfängern waren die Repräsentationsausgaben unangemessen hoch. So sind bei Geburtstagen oder Verabschiedungen von Bediensteten aus dem aktiven Dienst wertvolle Geschenke wie goldene Uhren, Bilder u. a. m. aus Zuwendungsmitteln beschafft und überreicht worden. Bei wissenschaftlichen Tagungen sind erhebliche Beträge für Orchester, Sänger, Ballett und ähnliches aufgewendet worden. [...]

18.

[...] Von entscheidender Bedeutung ist unter dem Blickwinkel der Finanzverantwortung jedoch der Geist, in dem die Verwaltung geführt wird. Er prägt den Verwaltungsstil und verleiht damit oftmals auch dem einzelnen Verwaltungsvorgang eine bestimmte Qualität. Da die leitenden Begriffe des Haushaltsrechts wie Sparsam-

keit, Wirtschaftlichkeit, Gefährdung des Verwaltungszwecks oder Unabweisbarkeit nur selten von vornherein zu eindeutigen, allseitig als richtig anerkannten Lösungen führen, steht der Verwaltung oft ein breiter Ermessensspielraum zur Verfügung, in dem sich die Wertvorstellungen und Willensentscheidungen der leitenden Kräfte ausformen. Von dem Umfang, in dem das finanzielle Verantwortungsbewußtsein in die Tat umgesetzt wird, hängt es daher maßgeblich ab, ob die Verwaltung zu einem optimalen Einsatz der Haushaltsmittel gelangt. Das Gewicht der Verantwortung für die treuhänderische Funktion gegenüber der Gesamtheit steigt mit dem wachsenden Haushaltsvolumen um so mehr, als künftig nicht unerhebliche Teile der Ausgaben im Kreditwege, d. h. durch Vorbelastung künftiger Steuererträge, finanziert werden sollen. [...]

Wenn es etwas zu feiern gibt, wird das ein oder andere Mal nicht nur im Privatleben, sondern auch im »aktiven Dienst« über die Stränge geschlagen. Wie der Bundesminister der Finanzen am 2. April 1969 in einer Drucksache an den Präsidenten des Deutschen Bundestages diesen Missstand zur Sprache bringt, haben **ANJA FRITZSCHE**, die für die Finanzverwaltung zuständig ist, und **ANTJE SCHNEEGASS**, die am GWZO die Geschäfte führt, entdeckt.

skizziert das facettenreiche
Porträt des Osteuropahistorikers
Christian Lübke, der seit vielen
Jahren das GWZO als Direktor
leitet – seine Forschungsfelder,
sein Engagement in der Lehre
und für den Wissenstransfer.

Germania Slavica, Ostmitteleuropa und östliches Europa – Christian Lübke in der interdisziplinären Forschung

Eine Würdigung von
MATTHIAS HARDT

Geschichtswissenschaft, slawische Philologie, Literaturwissenschaft in enger Verbindung mit Namenkunde und Archäologie sind die Grundlagen der Forschungsinteressen des Direktors des GWZO. Angeregt durch seine akademischen Lehrer Herbert Ludat und Klaus Zernack gilt sein Interesse der slawischen Frühzeit des östlichen Europa, in einer Periode, in der Deutschland und die anderen Nationalstaaten noch nicht existierten oder sich allenfalls gerade herausbildeten. Vor allem archäologische Forschungen haben seit den 1960er Jahren deutlich gemacht, welchen bedeutenden Anteil slawische Gruppen auch an der deutschen Geschichte des Mittelalters hatten, und Christian Lübke macht dies zwischen den Jahren 1984 und 1988 durch die Erstellung der *Regesten zur Geschichte der Slaven an Elbe und Oder (vom Jahr 900 an)* für das hohe Mittelalter auch durch die Erschließung und Kommentierung der schriftlichen Überlieferung nachvollziehbar.

Germania Slavica

Nur konsequent ist es deshalb, dass er bei der Gründung des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig im Jahr 1996 zum Leiter des Projekts mit dem Titel »Germania Slavica« wird, in dem als Weiterentwicklung einer gleichnamigen Forschergruppe an der Freien Universität Berlin sowie in Auswertung von Ausgrabungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie

der Akademie der Wissenschaften der DDR Geschichte, Herrschaftsverhältnisse, Wirtschaft und Kultur der Slawen in Mittel- und Ostdeutschland sowie in Ostmitteleuropa erforscht werden sollen.

Fremde in Ostmitteleuropa

Auf die weiteren, nur überwiegend von Slawen, aber auch anderssprachigen Gruppen bewohnten Regionen östlich der Germania Slavica weitet sich Christian Lübkes Interesse bereits im Rahmen seiner Habilitationsschrift aus, die im Jahr 2001 unter dem Titel *Fremde im östlichen Europa. Von Gesellschaften ohne Staat zu verstaatlichten Gesellschaften (9.–11. Jahrhundert)* veröffentlicht wird und die ihm schon 1996 die Venia Legendi für osteuropäische ebenso wie für mittelalterliche Geschichte und im Jahr 1998 einen Ruf an den Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte der Universität Greifswald einbringt.

Europas Mitte um 1000

Eng mit der weiter wahrgenommenen Projektleitung am GWZO verbunden, bearbeitet Christian Lübke nun Fragen des aufständischen Lutizenbundes im nord-östlichen Deutschland des 10. bis 12. Jahrhunderts sowie der mittelalterlichen Geschichte Polens. Die Konzeption von viel beachteten Ausstellungen in Magdeburg und Berlin weitet seinen Blick über größere Räume. In seinem Buch *Das östliche Europa* fasst er seine Forschungen im Jahr 2004 zusammen und geht dabei auch auf die Beziehungen der ostmitteleuropäischen Fürstentümer der Polen, Böhmen und Ungarn zur Kiewer Rus' ebenso wie deren Herausbildung aus ostslawischen Gruppen und skandinavischen Zuwanderern ein.



Gemeinsam mit Partnern im In- und Ausland realisiert das GWZO große Kunstausstellungen. Hier Christian Lübke bei der Eröffnung der Bayerisch-Tschechischen Landesausstellung 2016 *Karl IV. (1316–1378)*, 2016 in Prag, 2016/17 in Nürnberg



Der erste Band des auf neun Bände angelegten *Handbuchs zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa*, das Christian Lübke gemeinsam mit dem Kunsthistoriker Jiří Fajt herausgibt, ist erschienen

Polen-Litauen und Halyc-Wolyn

Der Greifswalder Arbeitsplatz lenkt Christian Lübkes Aufmerksamkeit auf die mittelalterliche und neuzeitliche Geschichte des Ostseegebietes und Nordosteuropas, aber auch auf den Landesausbau in der Zips sowie die Frühzeit Polen-Litauens, bald erweitert um die Beobachtung des Aufstiegs der Gediminiden in Litauen und die Frühzeit Halyc-Wolyns.

Grenzen Ostmitteleuropas

Zurück in Leipzig, faszinieren ihn die Herausbildung der Grenzen im östlichen Europa. Von ihm gemeinsam mit Matthias Hardt geleitete interdisziplinäre Projektgruppen erforschen die Grenz- und Kontaktzonen zwischen Thüringern, Sachsen und Slawen an Saale und Elbe, von Polen und Kiewer Rus' an Bug und San mit den im 10. und 11. Jahrhundert umkämpften Červenischen Burgen sowie im Gebiet des Egerlandes am westlichen Rand des Fürstentums und später Königreiches Böhmen.

Arbeit und Wirtschaft

Mit der Projektgruppe »Usus aquarum«, in der die Gewässernutzung im mittelalterlichen Ostmitteleuropa erforscht wird, nähert er sich einem Themenfeld wieder an, dem er sich schon 1991 mit einer Studie zu *Arbeit und Wirtschaft im östlichen Mitteleuropa. Die Spezialisierung menschlicher Tätigkeit im Spiegel der Toponymie in den Herrschaftsgebieten von Piasten, Premysliden und Arpaden* als Beiheft des *Glossars zur frühmittelalterlichen Geschichte im östlichen Europa*

gewidmet hat. Der Fernhandel mit Pelzen zwischen Russland und Mitteldeutschland ist ein weiterer Interessenschwerpunkt des Direktors des GWZO, ebenso wie der Fußball in Ostmitteleuropa, den er mit der ihm eigenen ostmitteleuropäischen, aber immer auch speziellen hessischen Perspektive wissenschaftlich begleitet.

Interdisziplinäre kulturwissenschaftliche Perspektive

Christian Lübkes Forschungen sind geleitet von der Anerkennung gleichberechtigten Erkenntniswertes schriftlicher, namenkundlicher, literaturwissenschaftlicher, ethnographischer und archäologischer Überlieferungen, die nach ihnen jeweils eigenen quellenkritischen Methoden kritisiert werden müssen. Auch wenn in der Forschung mit Hinweis auf notwendige Methodenreinheit zwischenzeitlich Zweifel an solchen interdisziplinären Arbeitsweisen aufgekommen sind, hält er dennoch an dieser letztendlich kulturwissenschaftlichen Ausrichtung fest.

Der Historiker MATTHIAS HARDT leitet am GWZO seit 2017 die Abteilung »Mensch und Umwelt«. In den vorangegangenen Jahren hat er nicht nur mehrere Projekte gemeinsam mit Christian Lübke, dem Direktor des Instituts, geleitet, sondern 2017 mit ihm gemeinsam den ersten Band des *Handbuchs zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa* herausgegeben.

Stationen

Hier, wo wir für gewöhnlich auf die Veranstaltungen eines Jahres zurückblicken, verorten wir in dieser Jubiläumsnummer Leben und Wirken der Forscherpersönlichkeit Christian Lübke. Der Osteuropahistoriker Lübke, Schüler von Herbert Ludat und Klaus Zernack, leitet heute das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). In seinem Werdegang und erst recht in seinen vielseitigen Forschungen ist er unterwegs durch Raum und Zeit unserer Forschungsregion. INES RÖSSLER, die im Bereich »Wissen kommunizieren« tätig ist, hat die Stationen dieser realen und intellektuellen Lebensreise zusammengetragen.

Winter 1953

Christian Lübke wird geboren in Langenhain-Ziegenberg am Rande der Wetterau zwischen Bad Nauheim und Usingen

1972 bis 1980

Studium der Slawistik und Osteuropäischen Geschichte an den Universitäten München und Gießen

1980

Promotion in Gießen zum Thema Novgorod in der russischen Literatur (bis zu den Dekabristen), publiziert Berlin 1983

1980 bis 1987

Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Justus-Liebig-Universität Gießen

1987 bis 1992

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin

1993 bis 1995

Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Historischen Kommission zu Berlin, Abteilung für deutsch-polnische Beziehungen

1996

Habilitation an der FU Berlin zum Thema Fremde im östlichen Europa. Von Gesellschaften ohne Staat zu verstaatlichten Gesellschaften (9.–11. Jahrhundert), publiziert Köln 2001

1996 bis 2007

Leiter des DFG-finanzierten Arbeitsgebiets »Die Germania Slavica als westlicher Rand Ostmitteleuropas und der mittelalterliche Landesausbau zu deutschem Recht in Ostmitteleuropa: Vergleichende Untersuchungen zu Kontinuität und Wandel von Herrschaft und Siedlung im Übergang von der slawischen zur deutschen Zeit« am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (GWZO)

1997 bis 1998

Bewohner einer dringend renovierungsbedürftigen Villa in Leipzig/Gohlis gemeinsam mit einem Hornissennest sowie Matthias Hardt und Frank Hadler – die legendäre Wohngemeinschaft »(Wahl-) Berliner Wissenschaftler in Leipzig«

1998 bis 2007

Professor für Osteuropäische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte Polens an der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald

2003 bis 2008

Vorsitzender des polenmARkT e. V., einer Kulturinitiative, die jährlich die polnischen Kulturtag in Greifswald organisiert

**seit 2009**

Ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse

2014 bis 2019

Leiter des BMBF-finanzierten Clusters »Ausweitung und Verdichtung – Ostmitteleuropa im früheren Mittelalter« (gemeinsam mit Matthias Hardt)

2015

Lux et Laus-Medaille für außergewöhnliche Verdienste in der historischen Forschung, verliehen vom Stały Komitet Mediewistów Polskich (Ständiger Ausschuss der polnischen Mediävisten der Polnischen Akademie der Wissenschaften), Warschau/Polen

2016

Verleihung der Professorenwürde honoris causa an der Universität Rzeszów/Polen

seit 2017

Direktor des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO)

Aktuell

Mitglied der Historischen Kommission für Pommern e. V. und der Kuratorien des Collegium Carolinum, München, des Hannah-Arendt-Institutes, Dresden und des Herder-Institutes für historische Ostmitteleuropa-Forschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft, Marburg

seit 2007

Direktor des Geisteswissenschaftlichen Zentrums für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) und Professor für Geschichte Ostmitteleuropas an der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften der Universität Leipzig

2011

erhält polenmARkT den deutsch-polnischen Preis Pomerania Nostra für besondere Verdienste um Kunst, Literatur, Wissenschaft, Politik oder Wirtschaft für Vorpommern und die Woiwodschaft Westpommern

2008 bis 2013

Leiter des BMBF-finanzierten Clusters »Grenzen, Grenzregionen, Grenzüberschreitungen« (gemeinsam mit Matthias Hardt)

seit 2008

Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates des Deutschen Historischen Institutes in Warschau/Polen

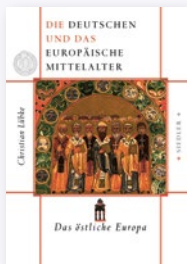
Publikationen

Im Folgenden sind die eigenständigen Schriften von Christian Lübke aufgelistet, dem diese Jubiläumsnummer gewidmet ist. Ergänzt wird die Auswahl mit von ihm herausgegebenen Sammelbänden und Handbüchern. Ein vollständiges und regelmäßig aktualisiertes Verzeichnis seiner Publikationen findet sich auf der Homepage des Instituts www.leibniz-gwzo.de. Dort finden sich auch Angaben zu den GWZO-Reihen, für die Christian Lübke steht.

Monographien



Fremde im östlichen Europa: Von Gesellschaften ohne Staat zu verstaatlichten Gesellschaften (9.–11. Jahrhundert). Von Christian Lübke. Wien–Köln–Weimar: Böhlau Verlag, 2011, 416 S.



Die Deutschen und das europäische Mittelalter: Das östliche Europa. Von Christian Lübke. München: Siedler Verlag, 2004, 544 S.



Eine kleine Geschichte Polens. Von Christian Lübke, Rudolf Jaworski und Michael G. Müller. Frankfurt, M.: Suhrkamp Verlag, 2000, 373 S.



Arbeit und Wirtschaft im östlichen Mitteleuropa. Die Spezialisierung menschlicher Tätigkeit im Spiegel der hochmittelalterlichen Toponymie in den Herrschaftsgebieten von Piasten, Premysliden und Arpaden. Von Christian Lübke. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 1991, 115 S.



Regesten zur Geschichte der Slaven an Elbe und Oder (vom Jahr 900 an). Von Christian Lübke. Berlin: Verlag Duncker & Humblot, 1985, 315 S. (Auch digital verfügbar unter DOI: 10.25621/ostdok-gwzo/Publ18-001)

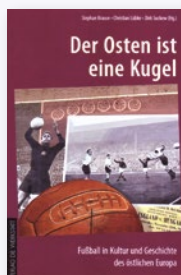


Novgorod in der russischen Literatur (bis zu den Dekabristen). Von Christian Lübke. Berlin: Verlag Duncker & Humblot, 1984, 250 S.

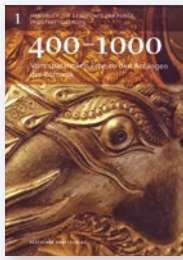
Herausgeberschaften



»Vratar', ne sujsja za štrafnuju«. Futbol v kul'ture i istorii Vostočnoj Evropy. Sbornik statej. Sostaviteli: Dirk Zukov, Marina Dmitrieva, Štefan Krauze, Kristian Ljubke. Moskva: Novoe literaturnoe obozrenie, 2018, 448 S.



Der Osten ist eine Kugel. Fußball in Kultur und Geschichte des östlichen Europa. Hg. v. Christian Lübke, Dirk Suckow und Stephan Krause. Göttingen: Verlag Die Werkstatt, 2018, 492 S.



400–1000. Vom spätantiken Erbe zu den Anfängen der Romanik. Handbuch zur Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa, 1. Hg. v. Christian Lübke und Matthias Hardt. Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2017, 652 S.



Geschichte der Slavia Asiatica. Quellenkundliche Probleme. Hg. v. Christian Lübke, Ilmira Miftakhova und Wolfram von Scheliha. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013, 260 S.



Italien – Mitteldeutschland – Polen. Geschichte und Kultur im europäischen Kontext vom 10. bis zum 18. Jahrhundert. Hg. v. Christian Lübke, Enno Bünz und Wolfgang Huschner. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2013, 879 S.



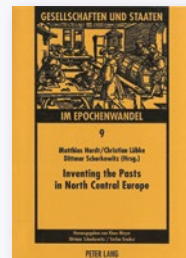
Die Vielfalt Europas: Identitäten und Räume. Hg. v. Christian Lübke und Winfried Eberhard. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2010, 678 S.



The Plurality of Europe: Identities and Spaces. Hg. v. Christian Lübke und Winfried Eberhard. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2010, 678 S.



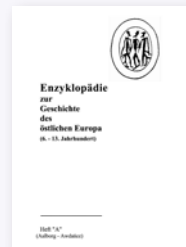
Przemysław Urbańczyk: Herrschaft und Politik im Frühen Mittelalter. Ein historisch-anthropologischer Essay. Hg. v. Christian Lübke und Dittmar Schorkowitz. Frankfurt, M.: Peter Lang Verlag, 2007, 295 S.



Inventing the Pasts in North Central Europe. The National Perception of Early Medieval History and Archaeology. Hg. v. Christian Lübke, Matthias Hardt und Dittmar Schorkowitz. Frankfurt, M.: Peter Lang Verlag, 2003, 344 S.



Zwischen Reric und Bornhöved. Die Beziehungen zwischen den Dänen und ihren slawischen Nachbarn vom 9. bis ins 13. Jahrhundert. Beiträge einer internationalen Konferenz, Leipzig, 4.–6. Dezember 1997. Hg. v. Christian Lübke und Ole Harck. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2001, 248 S.



Enzyklopädie zur Geschichte des östlichen Europa: (6.–13. Jahrhundert). Hg. v. Christian Lübke. Universität Greifswald, 1998, o. S.



Struktur und Wandel im Früh- und Hochmittelalter. Eine Bestandsaufnahme aktueller Forschungen zur Germania Slavica. Hg. v. Christian Lübke. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 1998, 380 S.

Abbildungsnachweise

- S. 2–3** Fotos: Bertram Bölkow/GWZO.
- S. 4–7** Fotos: Stefan Troebst.
- S. 8** Illustration: Heike Sählbrandt.
- S. 14** Fundort: Zalasabár-Dezső Insel, Grab 68; Datierung: 2. H. 9. Jh.; Verbleib: Thúry György Múzeum, 94.436.1; Foto József Bicskei.
- S. 15** Meteorit von Elbogen, Inv.Nr. A55, Naturhistorisches Museum, Wien. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 16/17** Professur für Ur- und Frühgeschichte Universität Leipzig. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 19** Metryka Koronna, um 1680; Foto: anonymus/Wikimedia Commons.
- S. 20/21** Foto und Karte: Christian Zschieschang.
- S. 22** Illustration: Wikimedia Commons.
- S. 24/25** Burgansicht Anfang 20. Jh. In: MIŁOBĘDZKI, ADAM: Architektur in Polen zur Zeit der Jagiellonen. In: Polen im Zeitalter der Jagiellonen 1386–1572. Schloss Schallaburg, 8. Mai–2. November 1986 [Ausst.-Kat.]. Wien 1986, S. 112–130, hier 124.
- S. 27** Filmstills: www.filmothek.bundesarchiv.de/video/11507 (Waffenstillstand von Brest-Litovsk). Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 29** Polska i jej dorobek dziejowy w ciągu tysiąca lat istnienia. Bd. 1. Hg. v. Henryk Paszkiewicz. London 1956, S. 6.
- S. 30/31** Foto: Dorota Kusiak/GWZO.
- S. 33** Archiv Bálint Kovács.
- S. 34/35** Foto: globetrotter19/Wikimedia Commons.
- S. 36/37** Archiv Andreas Fülberth.
- S. 38/39** Foto: Markus Hörsch, Bearbeitung: Sarah Weiselowski.
- S. 41** Österreichische Nationalbibliothek Wien, Cod. 1846, fol. 49v + 50r. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 42/43** Foto: GG 838 Albrecht Dürer Allerheiligenbild (Landauer Altar), KHM-Museumsverband. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 44/45** Goldmedaille „Premium Physicae“. Stifter József Aleksander Jabłonowski. Westfälische Auktionsgesellschaft, Auktion 71, Lot 3873. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 46/47** Foto: Jürgen Hohmuth. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 48/49** Foto: A.E.K. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 50/51** Foto: Dirk Suckow.
- S. 53** Foto: Stephan Krause.
- S. 54/55** Foto: Anja Jahn; Nachlass Mina Witkojc, SKA, N I 7 B, Sorbisches Institut Bautzen. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 57** Foto: next-film. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 59** Foto: Dorota Kusiak/GWZO.
- S. 69** Fotos: GWZO.
- Umschlag** Foto: Bertram Bölkow/GWZO.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht.

Impressum

Mitropa Jahressheft des Leibniz-Instituts für Geschichte
und Kultur des östlichen Europa (GWZO) e.V.

Herausgeber Christian Lübke / Stefan Troebst / Christine Gölz
Redaktion Christine Gölz / Melina Heinze
Korrektorat Bärbel Engesser

Gestaltung Plural | Design Severin Wucher
Papier Munken Pure

Herstellung hausstätter
Druck vierC

Bezug GWZO Leipzig
Specks Hof, Reichsstraße 4–6
D-04109 Leipzig
Telefon +49 (0)341 9735 560
Fax +49 (0)341 9735 569
info@leibniz-gwzo.de
www.leibniz-gwzo.de

E-Mail mitropa@leibniz-gwzo.de
ISSN 2191-1401

Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage
des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtages beschlossenen Haushaltes.

Redaktioneller Hinweis

Das GWZO tritt für die Gleichstellung von Frauen
und Männern ein – eine geschlechtergerechte
Sprache ist dafür ein wichtiger Baustein. Wir haben
uns daher entschieden, alle Texte in der *Mitropa*
geschlechterfair zu formulieren.

Mitglied der

Leibniz
Leibniz
Gemeinschaft



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

STAATSMINISTERIUM
FÜR WISSENSCHAFT
UND KUNST



Freistaat
SACHSEN